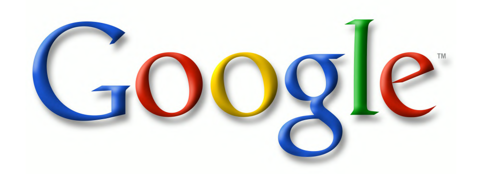
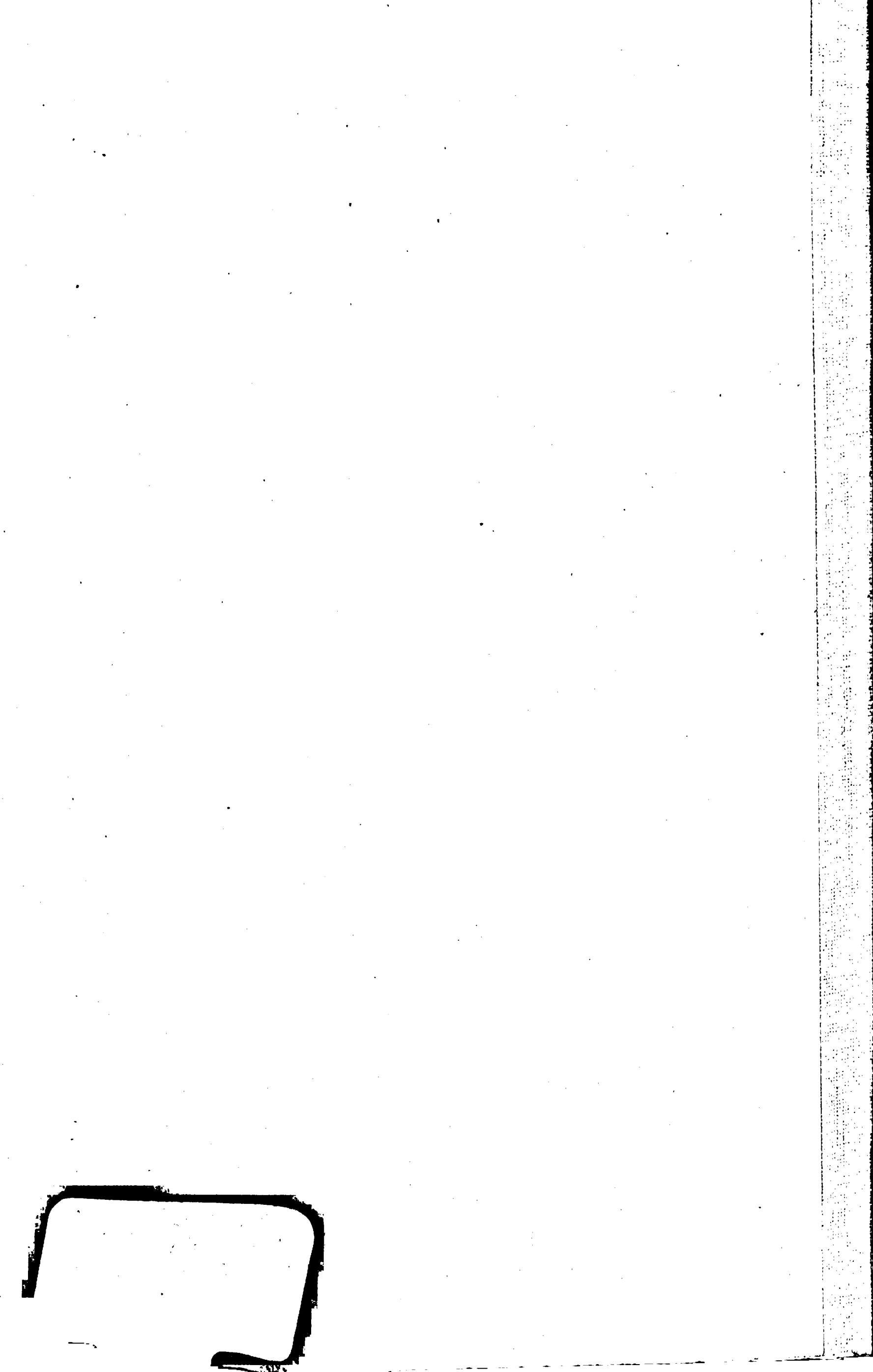
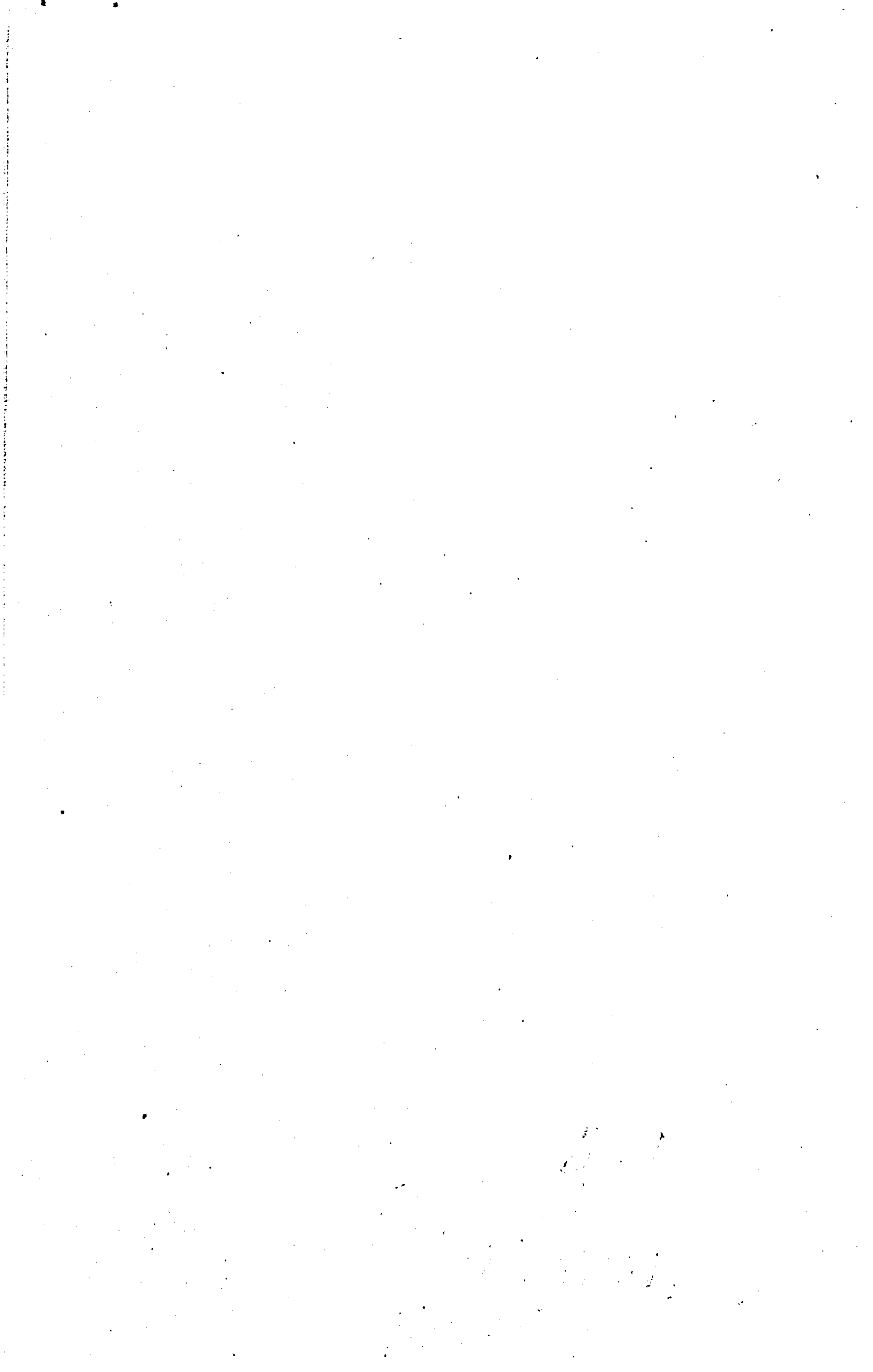
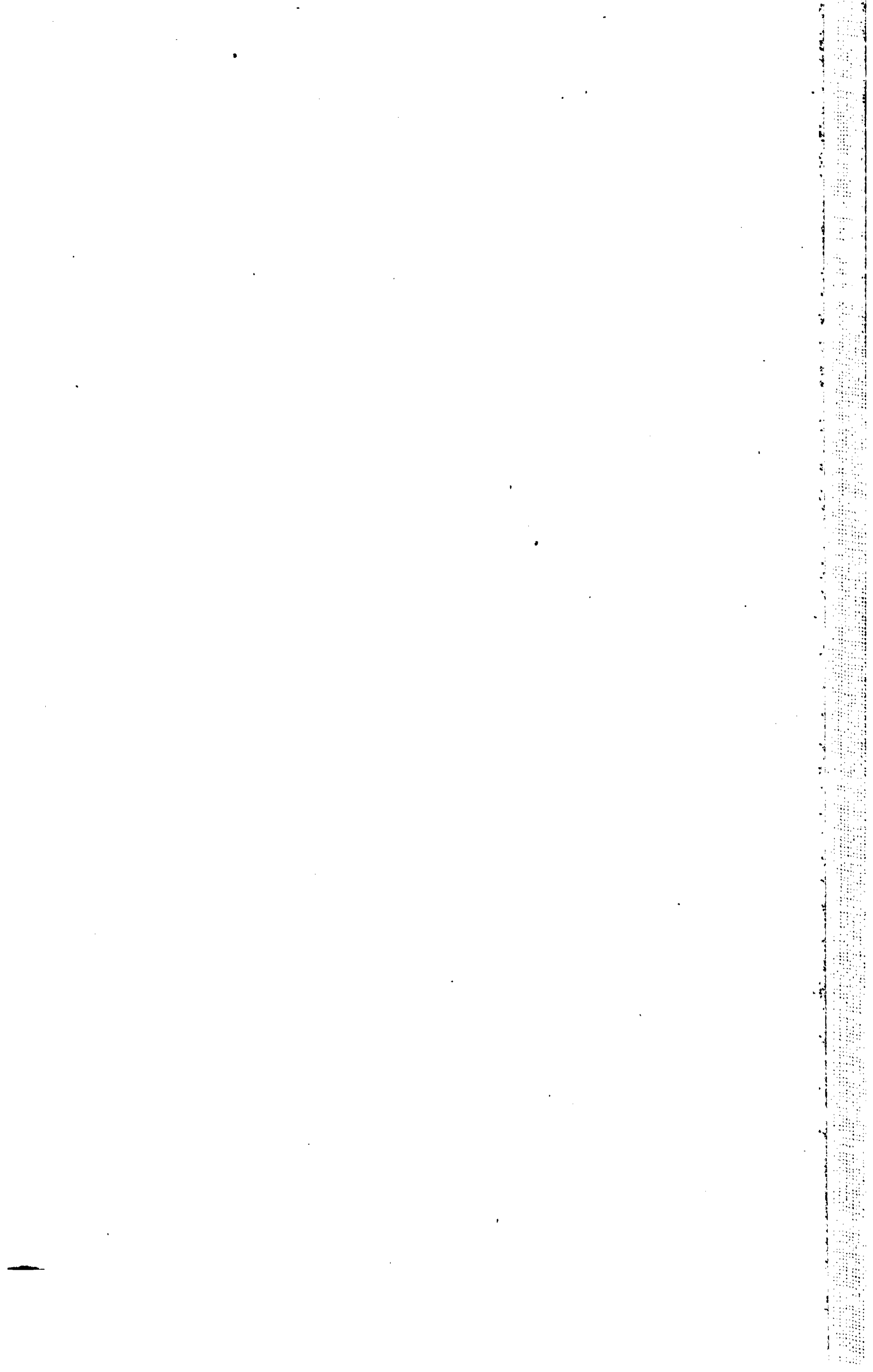










raf Leo Tolstoi.

Intimes aus seinem Leben

von

Anna Seuron.

lerausgegeben und mit einer Einleitung versehen

von

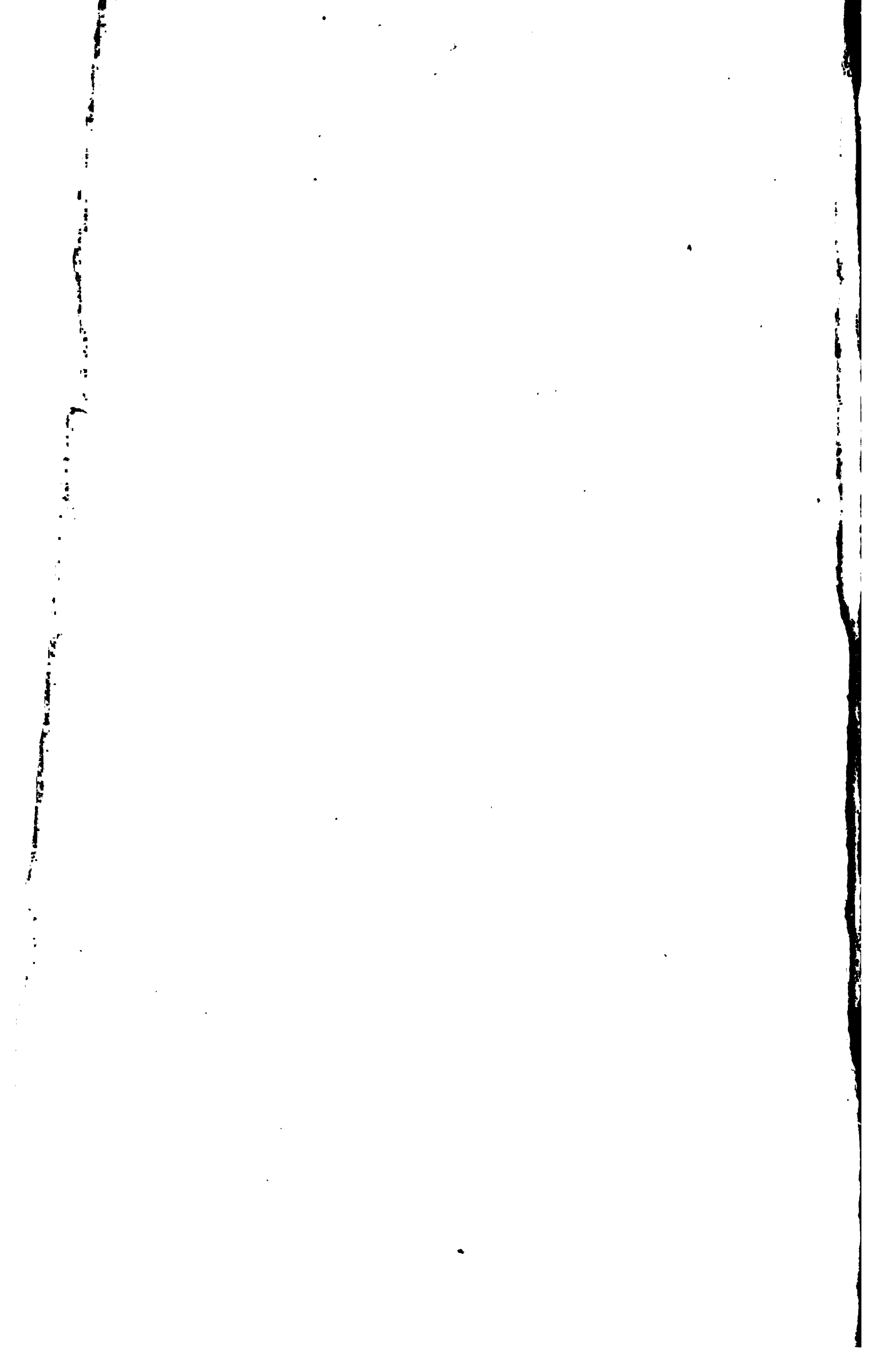
Eugen Zabel.

Mit einem Porträt Tolstoi's.



Berlin 1895.

Verlag Siegfried Cronbach.





Leo Tolstoi.

Graf Leo Tolstoi.

Intimes aus seinem Leben

von

Anna Seuron.

Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen

von

Eugen Zabel.

Mit einem Porträt Tolstoi's.



Berlin 1895.

Verlag Siegfried Cronbach.

Einleitung.

Im vergangenen Winter erhielt ich aus Moskau einen Brief von einer mir unbekannten Dame, die Rath und Beistand bei verschiedenen literarischen Arbeiten zu empfangen wünschte. Sie schickte mir einige Gedichte ein, erwähnte dabei, dass sie einen Roman, sowie mehrere, das russische Leben behandelnde Aufsätze geschrieben habe und fügte, wie beiläufig, die Bemerkung hinzu, dass auch die sechs Jahre, welche sie im Hause des Grafen Leo Tolstoi verlebt habe, ihr viele interessante Eindrücke geboten hätten.

Frau Anna Seuron — dies war der Name der Briefschreiberin — erzählte mir, dass sie aus Baden gebürtig und nach dem Tode ihres Vaters und ihres Mannes nach Russland gegangen sei, um ihre Angehörigen zu unterstützen. Fünfundzwanzig Jahre habe sie in der Fremde zugebracht und sei jetzt eine fünfzigjährige Frau, der das Leben schwer werde und die getrost das Ende erwarte, nachdem die Cholera in

ihrem vierundzwanzigjährigen Sohn ihr das Theuerste geraubt habe. „Wollen Sie mich stützen?“ schloss der Brief. „Hier finde ich kein Verständniss für deutsche Schriften. Gebe Gott, dass diese Worte Ihnen in einer gelegenen Stunde zukommen — ich bin ein armes zuckendes Menschenherz und suche geistige Hilfe in meinem Weh! Ich halte mich an einem Strohhalm fest — um nicht in Nacht zu versinken, ich bin allein, ganz allein!“

Es schien mir um so mehr geboten, Vertrauen mit Vertrauen zu erwidern, als ich aus den späteren Briefen den Eindruck gewann, dass Frau Seuron den Grafen Tolstoi besser kennen müsse als die Meisten, die bisher über ihn geschrieben haben. Sie war nicht nur Lehrerin, sondern Vertraute in seinem Hause und ist auch, seitdem sie dasselbe verlassen hat, mit der Familie Tolstoi's befreundet geblieben. Ich ersuchte sie daher, ihre Erinnerungen, so weit sie sich auf den Grafen und den Verkehr in seinem Hause beziehen, zusammenzufassen und dem deutschen Publikum eine ungeschminkte Schilderung seines Characters, seiner Familie, seiner ganzen Lebensweise zu geben. Sie erschrak zuerst, als ich ihr diesen Vorschlag machte. Sie fürchtete den Vorwurf der Indiscretion, den man ihr machen könnte und theilte die Angelegenheit dem Grafen mit. Dieser sah sie mit seinen kleinen scharfen Augen an und sagte zu ihr: „Schreiben Sie ruhig über mich. Ich bin überzeugt, dass Sie Ihre Sache gut machen werden.“

Ich hatte Frau Seuron gebeten, auf die Form in ihren Schilderungen gar keinen Werth zu legen, damit die frische Anschaulichkeit ihrer Beobachtungen

darunter nicht leide. So setzte sie sich in ihren Mussestunden hin und fing zu plaudern an, zuerst stockend und abgerissen, dann immer fliessender und zusammenhängender, und je mehr Blätter mir von Moskau in's Zimmer flogen, desto mehr überzeugte ich mich, dass der wahre Character Tolstoi's schwerlich jemals so richtig und klar erfasst worden sei wie von der ehemaligen Lehrerin und Erzieherin in seinem Hause. Neugierig fragte Tolstoi oft, wie weit sie denn mit ihren Aufsätzen gekommen sei, und wann dieselben erscheinen würden. Aber sie lehnte es ab, ihm Einblick in das Manuscript zu gestatten. Dasselbe ist von mir literarisch etwas zurecht gestutzt worden, im Uebrigen aber durchaus geistiges Eigenthum der Verfasserin.

Graf Tolstoi erfreute mich während dieser Zeit durch die Uebersendung eines seiner Bilder in Cabinetformat. Es stellt ihn im Bauernkittel dar und ist von so sprechender Lebenswahrheit, dass mein liebenswürdiger Herr Verleger auf meinen Vorschlag sofort bereit war, mit Fortlassung der Widmungsworte eine Reproduction davon dem Büchlein mit auf den Weg zu geben. Möchte es den Lesern willkommen sein und den Eindruck der Wahrhaftigkeit machen, von der es nach meinem Empfinden auf jeder Seite Zeugniss ablegt. Die Verfasserin ist von tiefer Liebe und ehrlicher Bewunderung für Tolstoi erfüllt, aber sie idealisirt seinen Character nicht. Sie weist eine Fülle menschlicher Widersprüche und Schwächen in ihm nach. Sie zeigt das beständige unruhige Gähren in Hirn und Herz des genialen Mannes. Sie verräth uns sein innerstes Seelengeheimniss in Hochherzigkeit

wie in Bedürftigkeit, und lehrt uns erst wahrhaft verstehen, worin die ausserordentliche Macht dieses Mannes über die Geister in allen modernen Culturstaaten liegt.

Berlin, Dezember 1894.

Eugen Zabel.

I.

Einleitung.

Man kennt das Sprichwort von den Dohlen, die den Knopf auf dem Kirchthurm umschreien. Es wird auch auf mich angewendet werden. Und ich bin nicht einmal eine Dohle, sondern nur eine Eintagsfliege am fernen Moskaustrom, — dort summe ich seit langen Jahren — werde vom Wind hin und hergetrieben! Wie gar schauerlich — darüber liesse sich viel erzählen.

Der Kirchthurmknopf, um den ich herumgaukle, ist ein gar gewaltiger — er ragt über ganz Europa hin, und in den andern Weltgegenden schaut man betroffen nach ihm aus. Wie wird der Graf Tolstoi es aufnehmen, dass ein kleines Mücklein vermessen genug ist, sein „summ, summ" in den Wortkrieg der Weisen zu schleudern.

Ich erhielt schon vor einigen Jahren ein Schreiben von einem alten Diener meiner Familie aus dem Ausland, der kurz fragte, ob der kluge Graf in Russland „gesund" sei! — Er, der so gelassen dem kommenden Jahrhundert entgegensieht — nicht achtend des Heute und des Morgen — der Zukunft gewiss, in welche er seine Ideen entsandt, Axiome, denen er im

Schweiss seines Angesichtes Körper verlieh — kämpfend, ringend; von traumhafter Bedeutung auf dem Gebiete des Geistes und doch so erreichbar im Alltagsleben! —

Wie verschieden wird der Graf beurtheilt — wie falsch sind die Begriffe über ihn! Zögernd beginne ich meine Wanderung — kleine, ganz kleine Erinnerungen bunt durcheinander hervorholend — Ernst und Scherz mischend — ängstlich tastend. — Die Psychologie eines solchen Charakters bedarf aller Mächte, grosser und kleiner Züge, wenn man zur richtigen Auffassung gelangen will.

II.

Der letzte Ritt.

Die Nüstern weit offen, tänzelnd, scharrend, mit gespitzten Ohren, stand der Araber vor dem Eingang.

In der Steppe Samaras geboren, tummelte er sich noch unlängst ohne Zaum, unbeengt in seinen Bewegungen, herrlich in seiner Ungebundenheit, fest auf seinen feinen Hufen, frei, glücklich auf heimathlichem Boden. Ohne allen Argwohn liess er sich eines Morgens einfangen. Dem Bauer, der ihm den Koller umlegte, setzte er nicht den geringsten Widerstand entgegen — beide waren ja Kinder der Haide — in Eintracht lebend. Sattel, Dressur und Reise nach Moskau folgten, und in jener Zeit gehörte das Thier zu des Grafen Hausfreuden! . . .

Heute wieder zog es die Luft mit vollem Schnaufen ein. Tage lang schon im Stall harrend, „— — — — die Reihe war an ihm, aus der Liste der Lebensgenossen gestrichen zu werden“ — daher wohl auch sein instinktgemäss unwirsches Gebahren. Im Moment, als sein Herr erschien, bäumte sich der Araber hoch auf. Den Umstehenden wurde es bang; sie riethen dem Grafen ab, auszureiten. Aber ohne ein Wort zu erwidern, mit gerunzelter Stirne, fasste er die Zügel und war rasch im Sattel. Noch einmal stand das Pferd hoch auf — fast zum Ueberschlagen und stürzte dann mit einem gewaltigen Satz zum Thor hinaus.

Die Moskauer mochten sich an jenem Tag fragen, wer wohl der Cavalier sein mag, der so unnahbar stolz und doch bescheiden durch die Strassen ritt. Seine Kleidung zeugte von völliger Sorglosigkeit. Der französische Schneider hatte noch einen Theil davon auf dem Gewissen, aber einige Stücke stammten schon aus der Gräfin emsiger Hand — und so wie er da war bannte der Reiter den Blick.

Am folgenden Morgen wurde der Hengst verkauft; das letzte Stückchen Zucker, die letzte Liebkosung seines Herrn mit in die Fremde nehmend . . Und — so ward ein Wort der Schrift erfüllet, das lautet: „Wenn dein Auge dich ärgert, so reisse es aus!“ — denn als der Graf zum Thor hinaus sprengte, liess sein breiter Rücken Befriedigung erkennen — und d e m musste abgeholfen werden.

Seither hat der Graf nie mehr ein Pferd bestiegen.

III.

Der erste litterarische Sieg.

„Durch Nacht zum Licht.“

Diesen Wahlspruch der Freimaurer sollte man auf des Grafen Hausthüre schreiben, denn dieser Drang lag jedenfalls in ihm von Kindheit auf. Wer seine „Kindheit“ gelesen, muss doppelt meiner Ansicht sein, denn hier kann ich ja nur einzelne Züge seines Lebens unterbringen. Doch ist es eine Thatsache, dass der Schriftsteller in seinem ersten Buch der Dichtung ihre Rechte liess, — theils aus Schönheitssinn, theils um Familienrücksichten zu schonen.

Dieses sein début, ist eine reizende Erzählung, voll Kindesliebe, Heimathsgefühl — um so werthvoller, als es eigentlich ein Traumbild ist. Der Graf hat seine Eltern ganz jung verloren, konnte also nur Kindesliebe träumen — aber wie hat er sie geträumt! Welch eine hehre Mutter wusste er sich zu schaffen — in Wirklichkeit hätte sie nicht edler sein können. Zum Vater nahm er als Vorbild einen damals lebenden Edelmann — so recht aus der Zeit gegriffen — unter dessen Händen Liebe, Glück und Geld zu nichten wurden. In wie weit dieses auf Dichtung und Wahrheit beruht, wissen nur näher Eingeweihte von damals; wir können nur bewundern, was die Phantasie ihm vorgezaubert. Auf diese seine Kindererinnerungen, in denen der Graf eines Gedichtchens erwähnt, das er in seinem 11. Jahre gemacht und woraufhin ihm der alte Fürst N. prophezeite, dass er einst ein Schriftsteller werden würde, auf sein erstes Denken, das Erwachen der Begriffe, seine erste Liebe

— kaum 12 Jahre alt — ist der grosse Bau gestützt — der heut zu Tage bewundert und getadelt wird — je nach Verständniss, Auffassung und Bildung der Leser.

Interessant ist es, wie dem damals zwanzigjährigen Jüngling das Gelingen seines ersten Werkchens zu Ohren kam. Als Fähnrich zur Kriegszeit im Kaukasus, war er in einer Nacht mit einigen Kameraden auf einem Streifzug gegen die Tataren unter Dach gekommen. Müde streckte er sich auf einer Mauer aus — die anderen spielten Karten - eine Zeitung fand sich und im Halbschlummer hörte der Schläfer folgende Worte: „In der litterarischen Welt ist ein Werkchen erschienen, L. T. unterschrieben, das Aufsehen macht.“

Das bin ich, dieser L. T., dachte der Graf; das freut mich — da geht es hinaus in die Welt — denn mein Leben auf der Tatarenjagd zuzubringen, ist gerade nicht mein Traum. Und warm floss es ihm durch die Adern, die erste Anerkennung seines Talents — das Loos war geworfen. Er drehte sich um und schlief den Schlaf der Jugend. Seine Kameraden folgten seinem Beispiel, nicht ahnend, dass der untersetzte Fähnrich da oben unter seiner breiten Stirne so viel Gedanken berge. Und während sie drinnen ruhten, die jungen Russen, schlichen die Tataren da draussen in den Schluchten herum, sich bergend und vertheidigend! Das ewige Lied der Schöpfung — der Kampf um das Mein und Dein! Die Lösung ist weder im Thierreich noch bei der Menschheit gefunden — der Schläfer auf dem Mauervorsprung wird es Euch noch erzählen, wie etwa das Räthsel zu lösen ist — hört nur weiter.

IV.

Vom Kind zum Jüngling.

Die Uebergangsperiode vom Kind zum Jüngling ist kaum wahrnehmbar in seinen Schriften. — Als Kind, altklug — als Jüngling, naiv und schüchtern — was er dem Bewusstsein seiner Hässlichkeit zuschrieb! Denn hässlich war er und ist er geblieben, wie er es auch oft genug in seinen Erzählungen erwähnt.

Man giebt dem Grafen den slavischen Typus; meine Ansicht ist es nicht! ich bin viel gereist und habe überall breite Nasen, kleine Augen, hohe Stirnen, grosse Ohren und haarige Lippen angetroffen. Typus hat der Graf keinen, aber mir ist als läge sein Gesicht im Urplan der Schöpfung, — ich denke ihn mir vor dem Paradiese sitzend, nach Eva's ersten Fall, still wartend, bis die Reihe an ihn käme. . . .

Als Jüngling mag der Graf oft durch seine Erscheinung gelitten haben, denn er hatte 2 schöne Brüder. Mit den Jahren lachte er darüber, er hatte ein Recht auf seine Hässlichkeit — seinen Geist!

Als Student zeichnete er sich nicht gerade aus, wie überhaupt sein theoretiches Wissen (bis heut zu Tag) klein ist! Halbwissen! nur seine Riesenfeder ist ihm angewachsen. Dazu kam, dass er unter Fremden gross wurde. Obgleich die Familiengüter noch einige alte Verwandte aufzuweisen hatten, zog es den Jüngling hinaus. Seine Geburt, sein Vermögen, das damalige Erwachen im Lande! — Nach der Universität — im Krieg, aber stets seinem Hang getreu, träumend, grübelnd — ein Weh' im Herzen! — Auf

die Kindheit folgten Jugenderinnerungen . . . Studentenleben (alles Irrwege — Auf- und Abgehen der Waage, ein Stehen und Fallen !); auch diese 2 Werke wurden von der russischen Welt jubelnd begrüsst ! Ein Jeder fand ja seine Laster und seine Tugenden hier verzeichnet — ein Spiegelbild, so klar und richtig, denn Alles war aus dem Leben gegriffen — ein Jeder schlug sich an seine Brust — mea culpa ! —

Ich glaube nicht, dass es in andern Ländern Originale giebt, wie hier. Ein Engländer, und sollte er auf dem Kopf statt auf den Füssen einherwandeln, reicht dem Russen das Wasser nicht — Nitschewo — d. h. es schadet nichts! wozu? einerlei! Schwamm drüber! ist ein Landes-Ausdruck, der dem Kern der russischen Natur entnommen. Dem Edelmann wie dem Bauer klebt das Wort an Leib und Seele. Heldenthaten und Niederträchtigkeiten werden unter seinem Banner vollbracht und dieses „Nitschewo“ hat auch einige Jahre des Grafen verschlungen.

Wie war es auch anders möglich? Nach Rousseaus Lehre kommt der Mensch fehlerfrei zur Welt! . . aber dann . . . wie weiter? Woher und wieso gut bleiben, wenn man nur Laster sieht? Und das ist doch das Loos der meisten jungen Männer, die früh hinaus müssen und Soldatenleben in Russland (besonders damals) ist keine Tugendschule. Auch tragen die kleineren Erzählungen den Stempel seiner Umgebung und seiner Geistesrichtung, die es zwar bekämpfte, aber doch ertrug! In den „Caucasischen Gefangenen“, spricht er von 2 Offiziere, beide von den Tataren in ein Loch unter freiem Himmel geworfen, wo sie auf das Lösegeld warten und schmachten; der Reiche (5000 Rubel

Lösegeld) leidet an Schwäche, der Arme hat sich die Anhänglichkeit eines kleinen Tatarenmädchens durch das Verfertigen einer Thonpuppe erworben, und das Kind rettet ihn mittelst einer Stange, welche sie in die Grube senkt; sein Kamerad hat keine Kraft dazu und wartet auf das Lösegeld. Heute und stets wird das Büchlein gelesen werden, der poetischen Beschreibung der Streifzüge halber, der kernigen Soldatenherzen wegen; damals wurde es mit Enthusiasmus aufgenommen, der Kaukasus war Tagesgespräch, Russland begann seine Augen zu öffnen! . . .

V.

Weitere Entwickelung.

Der Krieg mit der Türkei fand den Grafen noch im vollen Jugendfeuer, aber von da ab datirt jedenfalls der bedeutende Abschnitt in des Schriftstellers Gedankengang. Er kritisirt bereits scharf und sucht die Schattenseiten und die Leiden der zuchtlosen Offiziere zu erklären; man fühlt schon den Drang zu helfen, zu moralisieren. Durch den Donner der Geschütze klingt ein Kirchenglöcklein, leise, leise und von ferne, hie und da oft noch von dem lustigen Trompeterhorn übertönt! „Zwei Husaren“, Vater und Sohn, ein Sittenbild, ersterer in die Mutter, letzterer in die Tochter verliebt, dazwischen liegt ein Zeitraum von 20 Jahren! Beide Figuren, dem damaligen Leben entnommen — alles

geniessend, toll lebend bis auf den letzten Rubel, den letzten Tropfen Blut! —

Ein anderes Werk „der Tag eines Marqueurs!" — die Qualen eines Spielers . . . wie echt war das Alles aus dem bunten Leben von damals gegriffen!

Viele werden wohl denken, heute geht es noch toller zu! Nein, dieses damalige planlose Hinauswerfen fabelhafter Summen, dieses Verschwenden von Familienvermögen war der Anfang des Untergangs der Güter, der Familientraditionen in Russland und ist nicht zu vergleichen mit dem heutigen Thun der Jugend. Riesen und Zwerge stehen nicht auf dem gleichen Fuss. —

Allein als Junggeselle auf Jasnaja Polana lebend, versuchte der Graf sich zu sammeln (1850), zu retten, denn auch er hatte Tage durchlebt, von denen die Schrift sagt: „sie gefallen mir nicht." Des Teufels Trio — Wein, Weib und Spiel war auch als Versucher an ihn herangetreten, und Götter unterliegen, warum er nicht! Aus jener Zeit stammen verschiedene kleine Skizzen, theilweise später einzeln erschienen, theilweise in der Gesammtausgabe untergebracht.

Bunt durcheinandergeworfen fand später seine junge Frau Kisten voll beschriebener Papiere, von den Ratten angefressen unter werthvollen Pelzen und mit Edelsteinen besetzten Heiligenbildern! Eine tolle Wirthschaft die des Grafen damals, — die Wäscherin benutzte das Silbergeschirr um Stärkemehl und Blaues aufzulösen, und dem Edelmann wurde der Topf vorgesetzt, welcher sich gerade vorfand. Werthvolle Familienandenken gingen in der Unordnung unter.

Von Zeit zu Zeit erschien der Graf hier und da noch in der Welt, aber immer seltener. Bereits gährte es in ihm, der Titanenkampf begann fast ahnungslos, zuerst der Streit mit kleinen Vorkommnissen. Die Aussenwelt kam zunächst an die Reihe, dann huschten neue Ideen wie Gespenster hin und her. Ich denke mir den Grafen damals — als im Werden begriffen — hin- und hertastend, eh' er seine Hülle sprengte. Das Kind, der Jüngling, der Student, der Soldat hatten ihre Rolle ausgespielt, die Reihe war an dem Hauswirth. Eine neue Rolle, die er reizend in seiner Skizze „die Morgenstunden eines Gutsbesitzers“ beschrieb, der vom Drang zu helfen besessen, seinen Bauern helfen will, trotz des Abrathens einer alten Tante, die den zähen russischen Charakter vorschützend behauptet, der Neffe verliere seine Zeit. Dem war auch so, und der Gutsherr zog sich enttäuscht vom Gutthun zurück! . . . Auch eine Episode aus des Grafen Leben, wenn auch nicht wortgetreu, doch im Grunde genau so. Damals ging die Waage im Hirn und Temperament des Schriftstellers unberechenbar auf und nieder.

VI.

Seine Verheirathung.

Die Ehe war der Rettungshafen in jeder Hinsicht. Sein im Grund zärtliches Herz, das in seinem bisherigen Leben nie das fand, was es eigentlich suchte, eroberte

sich eine feste Stelle, worauf sich alle seine Fähigkeiten concentriren durften. Seine Frau, ward dem Grafen zur Herberge, zum Ruhepunkt, körperlich und geistig.

Ob er gerade die Gattin gewählt, die für ihn in den Sternen verzeichnet war, kann er allein sagen. Jedenfalls hütet dieselbe nach Kräften Haus und Herd und vertheidigt muthig die Interessen des Schriftstellers. In den ersten Jahren seiner Ehe war der Graf ein tüchtiger Landwirth, das Gut Jasnaja Polana sah damals noch schöne Tage! Pferde, Hornvieh waren reich vertreten. Da trat eine Liebhaberei ein. Englische Schweine, borstenlos, niederbeinig, mit Ringelschwänzchen von allen Sorten und Grössen waren da und gehalten wie Wickelkinder! — Das währte eine Zeit. Dann waren es die Kühe und ein Mustermeierei, dann Hühner! Auch der eigentliche Landbau, Waldsetzen, ganze Hügel hinan voll junger Bäumchen, ein Apfelbaumfeld von über 1000 Stück, der Fischteich! Kurz der ganze Wirkungskreis eines Freiherrn auf eigenem Boden wurde erschöpft.

Die Jagd, zu Fuss und zu Pferde, mit der schönen Meute langhariger Windhunde, die Nachkommen jener Milka, von der der Graf in seinen Kindheitserinnerungen spricht und derer Enkel heute noch auf dem Gut herumlaufen war eine Hauptfreude für den Grafen. Bären erlegte er in nächster Nähe, auch Wölfe, Luxe fanden sich genug für den tagelang herumstreifenden Gutsherrn. Damals enttand ein hübsches Werk „Familienglück“ und wer die näheren Familienbande kennt, findet leicht die Glieder heraus und auch die Charaktere.

Ich habe bemerkt, dass in den Schriften des Grafen

sich eine ganz eigenthümliche Ansicht über das weibliche Geschlecht Bahn bricht, die Anbetung der Frau, auf die seine Kindesliebe gebaut ist. Den Traum seiner ersten Liebe, die vorübergehenden Verbindungen, die den Mann bis zu seiner Verheirathung begleiten, warf er alle in eine Urne und brannte Asche daraus! Ein neues Bild ist entstanden, eine Gefährtin, deren Tugenden nur noch Charactereigenschaften sind, eine Halbfigur, als ob der Zauber gebrochen sei von nun an. „Krieg und Frieden“ entstand, „Anna Karenina“ und so manches wurde angelegt und erst später ausgearbeitet, oft aus ganz anderen Gesichtspunkten beendigt.

Die junge Gräfin ordnete sich den Ideen ihres Gemahls unter. Fast selbt noch ein Kind, gebar sie den ersten Sohn, der etwas spartanisch erzogen wurde, aber trotz der Schwierigkeiten behielt sie ein gewisses Uebergewicht, wie ein Maimorgen neben einem Septembertag! Die Landwirthschaft ging noch etliche Jahre im alten Geleise, aber langsam bergab, so dass im Jahre 1880 nur das aller nothwendigste bezogen ward. Der Graf wollte bereits von Geld nichts mehr hören, das grosse Gut Samara (von dem Ertrag der Herausgabe von „Krieg und Frieden“ gekauft), ein anderes altes Familiengut und Jasnaja Poljana (zusammen eine halbe Million werth) ergaben kaum 5000 R. —

Die Verwalter, die Beamten, die Bauern bereicherten sich, des Grafen Ansichten wurden immer einseitiger, er zog sich in seine Gedankenwelt zurück, und so vergingen wieder eine Anzahl Jahre und elf Kinder kamen zur Welt.

VII.

Uebersiedelung nach Moskau.

In Jasnaja wurde damals Pädagogik getrieben, eine Schule angelegt, in der die gräfliche Familie Stunden gab. Damals konnten die Bauern alle lesen und schreiben — wie wurde das Alles anders später! Um der Casse etwas aufzuhelfen, wurde ein Lehrbuch A. B. C. für's Volk an einen Verwandten zum Verkauf übergeben, dasselbe warf jedoch kaum 3000 R. ab, wenigstens erhielt die Gräfin nicht mehr und die Kinder wuchsen heran. —

Trotz Hauslehrer und Gouvernanten machte sich eine Lücke fühlbar im Unterricht und die Gräfin drang darauf, zur Stadt zu ziehen — „ce que la femme veut Dieu le veut“ — und so ward es, trotz des verzweifelten Widerstand des Grafen. — Neunzehn Jahre hatte er auf seinem Gute fast ununterbrochen zugebracht. Er wollte vergessen und vergessen sein — was ihm auch fast gelang. — Viele, selbst unter seinen gebildeten Landsleuten glaubten ihn todt oder verwechselten die damals erschienenen Werke mit denen von Alexis Tolstoi, einem schon längst dahingegangenen Tolstoi, auch berühmt in der Litteratur.

Eines schönen Tages machte sich die Gräfin auf und miethete eine höchst bescheidene Wohnung in Moskau. Alle kamen nach, auch der Graf, obgleich mit schwerem Herzen. Um ein wenig die Lage zu mildern, wurde dann ein Haus gesucht. Es fand sich ein altes herrschaftliches Gebäude mit einem Garten, das billig erstanden wurde, ich glaube für 36 000 R.

und da war es, wo ich den Grafen zum ersten Mal sah, inmitten seiner Familie beim Mittagsmahl.

Hätte man ihn mir nicht vorgestellt, würde ich mir jedenfalls den Kopf zerbrochen haben, wer wohl der Mann sein mochte. Die graue Flanellblouse und der dünne Ledergürtel hatten eine ganz eigene Art bescheiden zu sein, eher arrogant. — Er sah viel jünger aus als er war. Raschen Schrittes kam er auf mich zu und gab mir die Hand, eine angenehme feste Hand, die eine wohlthuende Empfindung nachliess. Seine ganz kleinen, stahlgrauen Augen blitzten — und so sieht er einen jeden zum ersten Mal an und dann nicht wieder. Er machte mir oft den Eindruck eines photographischen Apparats. Beim Lesen seiner Werke habe ich dasselbe Gefühl. Er beherrscht auch in einem jeden vollkommen nur eine Person, eine Idee, worauf das ganze Buch ruht und das ist seine Stärke. Das gilt von seinen grössten Arbeiten bis zur kleinsten Skizze. In „Wovon die Menschen leben", „Zwei Greise" etc. und in den kleinen Büchelchen die der „Pasrednik" zu 5 K. an das Volk verkauft, findet sich diese Eigenschaft.

So — und damit schliesse ich die allgemeine Vorrede über meine Streiflichter, die vielleicht etwas abgerissen erscheinen werden. Es folgen einige Jahre (jedenfalls die ereignissreichsten), an die ich zahlreiche und lebhafte Erinnerungen bewahre, welche den Grafen direkt berühren, sein Geistesleben wie das alltägliche, in dem er ja so viele Seiten hat, deren Ursachen und Wirkungen aus seinen Kämpfen entspringen. Wäre der Graf auf dem Land geblieben, hätte die Welt jedenfalls weniger über ihn gewusst, denn dort hätte er keine Gelegenheit gehabt, das Visir

zu heben. Die Stadt entwickelte eine gewisse Originalität nach aussen, die Berührung mit tausend Vorkömmnissen rüttelten ihn aus seinem Halbschlaf, den er sich geschaffen. Folgen wir dem Träumer in das Labyrinth seines neuen Werdens. Sein Erwachen hat sonnige, tageshelle Momente. —

VIII.

Eine Morgenstunde vor langen Jahren in Moskau.

Durch das grosse italienische Fenster fällt ein breiter Sonnenstrahl in ein längliches Zimmer. Rings herum 25 hochlehnige Holzstühle, in der Mitte ein langer Esstisch, eine Hängelampe darüber. Unter dem Fenster ein zusammengeklappter Spieltisch, im Hintergrund ein grosses Buffet, alles zusammen passend, aber höchst einfach. Der Tisch ist gedeckt, der Samowar sprudelt. Ich mache mich recht breit, denn es ist Niemand im Zimmer und es thut einer Fliege so wohl in der Sonne ungestört ihren Gedanken nachzuhängen. In einigen Minuten ist es mit dem Träumen aus, das zweite Frühstück ist stets geräuschvoll im Haus des Grafen. —

Bereits liegen Briefe vor dessen Platz und ich denke so in meiner Fliegen-Seele: Arme Briefe, ihr werdet nicht gelesen, nur erbrochen, ihr werdet dann gleich mit dem kleinen und dem Ringfinger der linken Hand

bei Seite geschoben werden, den Ellenbogen fest an den Körper gedrückt und ein Blick von unten herauf, ob es Niemand bemerkt, denn es geht wie ein Ekel über den Empfänger hin. Einer von euch fällt zu Boden, ein anderer verirrt sich unter einen Teller, ein dritter wird von Kinderhändchen erobert. Und während die Schreiber, zu denen bereits der Westwind von dem Grafen Kunde gebracht, sehnsüchtig auf Antwort warten, liegt ihr hier unbeachtet, wäre die Fliege nicht, die zwei Namen liest und leise summt: „Paris No. 27 rue Vernet, Champs Elysées Marquis Saint Yves“ und „Berlin No. 24 Kronprinzen-Ufer, E. Z.“

Niemals wurde der Schreiber gedacht, und so war es auch heute. Ich sah es ganz genau, ich schwirrte ja so hellsehend in dem Oktobersonnenlicht, da über dem Esstisch. Ich machte es mir in der Hängelampe so recht bequem und guckte in die Briefe hinein: „Der Marquis St. Yves“, einer der geistreichsten Männer Frankreichs schrieb, „er sehne sich mit dem Grafen bekannt zu werden. Er bot ihm die Hand zum Gruss, und hoffte auf geistigem, litterarischem Gebiet ihm fortan zu begegnen!“

Der damals schon bekannte Kritiker E. Z. hatte als einer der ersten, Deutschland auf T. aufmerksam gemacht. Doch was kümmerte das damals den Grafen! Mit der rechten Hand sein Taschentuch hervorziehend, hebt er den Deckel des Samovar's, legt 4 Eier auf den Dampf, dann häuft er Kaffee auf die Maschine, giesst Wasser drauf und wartet ein Weilchen. Ganz gemüthlich wird es im Zimmer, er ist allein anwesend und scheint froh. Doch plötzlich füllt sich das Zimmer, die Kinder, grosse und kleine, kommen den Papa küssend

mit lautem herzlichen Morgengruss. Speisen werden aufgetragen, ein jeder placirt sich wo er will, ungenirt plaudernd. Die Gräfin beim Samowar erscheint unpünktlich und stets in Hast und Eile, aber stets liebenswürdig und lebensfroh. Doch die Eier sind fertig, mit den Fingern holt sie der Graf aus dem Dampf, verbrennt sich auch regelmässig die Finger. Dann stellt er den Kaffee auf den Samowar und während er die Eier in ein Glas schlägt, das mit Brod vollgestopft und rasch verschluckt wird, ist der Kaffee gekocht, den er dann langsam trinkt. Der Moment ist gekommen, eine Bitte vorzutragen, einen oft zum 4. Mal erscheinenden lästigen Besucher endlich einzuschmuggeln. Daher auch die Hausbewohner, ja die Familie selbst und die Fremden nach und nach zwischen 11 und 1 Uhr sich dem Grafen mit verschiedenem Anliegen zu nähern suchen. Eine sonderbare Unruhe überkommt aber heute die Eintagsfliege da oben. Die Eier haben wieder einmal eine seltsame Farbe und es scheint, als liesse die Frische viel zu wünschen übrig. Der Fliege Geruchswerkzeuge bäumen sich! Doch der Graf ergreift mit Todesverachtung das Pfefferfässchen, überschüttet mit dem Erlösungsmittel so lange die gelbliche Masse, bis sie gräulich wird. Manches Mal gelingt es, das Hinunterschlucken, heute jedoch nicht, trotzdem er sich dazu zwingt, und gleichmüthig stellt der Graf den unmöglichen Leckerbissen bei Seite!

IX.

Eine Abendstunde aus jener Zeit.

Der steinerne Gast in des Grafen Haus. — Moskau 18.. Noch lag er auf dem Divan mit spitzem Bauch, kurzem Athem, herausgetriebenen Augen, eine apoplectische Wulst im Gesicht, der Alexander Ivanowitsch N. N. und berieth sich, was er mit seinem Abend thun sollte. Seit bald 10 Jahren stellte er sich regelmässig die gleiche Frage, und seit 10 Jahren verbrachte er seine Abendstunden ohne eigentlichen Genuss. Wie viel er auch nachdachte, was er auch wählte: Regelmässig rief er des Morgens beim Erwachen: Welch ein verdammt langweiliges Leben ist doch das meine!

A. J. der einzige Sohn eines der reichsten Kaufleute Moskau's war in der Osternacht 1840 geboren. Sein Vater, als er aus dem Mitternachtsgottesdienst nach Hause gekommen, hatte ihn schön eingewickelt vorgefunden, fix und fertig im grossen Ehebett neben seiner Frau. Das war keine Kleinigkeit gewesen für die kugelrunde junge Mama, diese Niederkunft, und der Hausherr rieb sich deshalb vergnügt die Hände, denn im Grunde genommen hatte er doch seit Tagen ein Gefühl mit sich herum getragen, als habe er Zahnweh! Und da auf einmal lag der Junge da, so von Ungefähr! Der Sprössling gedieh' nach der Eltern Bild, wurde gross und dick und blieb bis zu seinem 10. Jahre ohne allen Unterricht, dann, um die neue Mode mitzumachen, schickte man ihn in das Gymnasium. Eines Abends, er war kaum 16 Jahre alt, fand er es für gut, die Nacht zu bummeln,

und von dieser Nacht an überliess er sich seinen Eingebungen, versagte sich nichts, genoss nichts (aus Unverständniss) und so finden wir ihn mit 45 Jahren das pro und contra erwägend, wie es oben beschrieben!.. Alex. Ivanowitsch streckt beide Beine aus, dreht die Daumen und pfeift seine Lieblingsarie „la donna è mobile“. Sachte wiegt er seinen dicken Kopf im Takt; da begegnet sein Blick dem Uhrenzeiger, er erhebt sich schwerfällig und geht an's Fenster. Sein Schlitten war vorgefahren mit zwei prachtvollen Orloffs (trotteurs) bespannt, der Kutscher ganz gerade sitzend wie eine Karyatide, Alles regelrecht, echt kaufmännisch, russisch landesgemäss. Jeden Abend wartete so das Gespann ein, zwei, drei Stunden, manchesmal bis zu Tagesgrauen, wenn der verlegene Mann da oben nicht wusste, was er anfangen, was er thun sollte!

Doch gerade heute sollte es ihm gelingen, ja das ist eine Hauptchance! Im Club war ja die Rede gewesen von L. N. Tolstoi. Es war seine Brochüre erschienen mit dem Titel: „Was thün, was beginnen?“, und wie an ein Rettungsanker klammerte er sich an die Idee, aber vorerst wollte er den Schriftsteller sehen. Die schnaubenden Pferde trabten die Boulevards entlang, gegen das Jungfernfeld, bogen links in eine enge Strasse ein, „die Hamovniki“, durch ein Hofthor in einen geräumigen Hof, woselbst verschiedene Schlitten warteten. Eine bescheidene Laterne erhellte kaum den Eingang, und der dicke Kaufmann stolperte über einen kleinen Bürstenteppich, fand nach einigem Herumtasten eine Art Glockenzieher, doch das war überflüssige Mühe. Die drei einander folgenden Thüren waren alle offen. A. J., an feste Schlösser und Riegel gewöhnt,

suchte instinktmässig nach dem Hüter dieses Eingang's, doch auch umsonst! Rechts hingen Pelzmäntel von allen Gattungen, darunter dito Galoschen und Stiefel, und Kinderstimmchen, Pianotöne verriethen, dass das Haus bewohnt war. Rechts war eine Thüre halboffen, ein Jagdhund daneben. Derselbe öffnete die schläfrigen Augen und legte sich auf die andere Seite. Der Besucher wartete noch einige Minuten, warf seinen Mantel von den Schultern auf die Fensterbank, die Pelzstiefeln darunter, zog ein Bürstchen aus der Tasche, stellte sich vor den Spiegel rechts neben der Thüre, ordnete sein Haar und zog frische Handschuhe an. Der Hund „Malisch" stellte sich auf die Beine. A. J. rührte sich nicht und wartete. Wo mag doch der Diener sein? Da wie mit einem Donnerschlage wurden die Thüren aufgemacht, und einige junge Leute stürzten herein, die Söhne des Grafen mit ihren Freunden. Der Kaufmann hatte keine Zeit sie sich anzusehen, in einem Moment war die Winterbekleidung ab und sie sprangen die Treppe hinauf, wo sie laut begrüsst wurden. Wieder wurde die Thüre aufgestossen, gleichsam mit dem Knie, und zwei junge Damen, die Nichten des Grafen, kamen mit ihren Kinderchen an: „Boris, Kola, Sergeï gebt eure Baschlicks, Vera, Mascha, Olga eure Tücher, bindet alles zusammen, ihr wisst, wie schwer es ist, beim Nachhausegehen hier seine Sachen zu finden". Die Mama ordnete ihre Toilette noch, als die Kinder schon jubelnd oben empfangen wurden. —

„Ich muss aber doch einen Entschluss fassen", dachte A. J. als gerade eine Frau aus dem Buffetzimmer kam, ein Brett mit Aepfel beladen in den Händen. Der Kaufmann öffnete den Mund, als schon

die Wirthschafterin sagte: „Alle sind oben“ und verschwand. Da öffnete er die Thüre des Esszimmers (mit dem italienischen Fenster) und wie eine Lichterscheinung überrieselt es ihn. Drei kleine, goldblonde Knäblein rollten auf kleinen Velocipedes um den Tisch herum und sangen im Takt: „Tula, Tula, Tula, Tula, Jasnaja Poljana“, eine Amme trug ein ebenfalls blondes Mädchen auf dem Arm. Die Amme schlug ihm die Thür vor der Nase zu.

Wieder ist er allein! Er entschliesst sich, die Treppe zu besteigen, doch eben fühlt er einen Zugwind im Rücken. Als seien es Verschwörer, drücken sich diesmal vier Herren durch die kaum geöffnete Thüre, ausdrucksvolle Köpfe, leise und schüchtern entledigen sie sich ihrer Oberkleidung, ziehen die zweifelhafte Wäsche an Hals und Händen vor, bestreichen mit den Fingern ihre lange Mähnen und schweben auf abgetretenen Schuhwerk die Treppe hinauf. —

Nein, das ist zu arg, dachte der Kaufmann, ich, der ich überall so höflich empfangen werde, hier bin ich eine Null! — Und er wünschte, es möge endlich ein Diener kommen, damit er ihm einen Rothen (10 R. Papiergeld) in die Hand drücken könne, um zu zeigen, wer er, A. J. eigentlich sei.

Die besagte Treppe hat einen Absatz. Als er endlich dort angelangt war, geht die Thür unten zum vierten Mal auf und ein Diener mit riesigem Pelzkragen begleitet einige elegante Damen. Diesmal wurde es aber A. J. bang, er stürzte nun fast unbewusst die Treppe vollends hinan und kam, Schweisperlen im Gesicht, im Saale an. Aber da hier oben eben so wenig wie unten auf ihn geachtet wird, lässt

er sich auf die äusserste Kante eines Stuhles neben der Thüre nieder und wartet. In der Mitte spielte die Jugend Ringhaschen auf einer Schnur, es ging lustig zu. Ein langer Tisch mit dem Samowar und verschiedenen Esswaren sah einladend aus. A. J., der mit einem philantropischen Anliegen gekommen, dachte, er sei wohl nicht beim Grafen, doch er hörte nebenan sprechen und ging in den Nebensaal, wo auch wirklich einige Damen bei der Gräfin arbeitend plauderten.

Doch dem allem musste doch ein Ende gemacht werden. Der Kaufmann wollte fort, dort auf einmal sah er die vier Langhaarigen, wie sie gerade durch eine kleine Tapetenthür neben dem Theetisch verschwanden. Gerade durch den Saal konnte A. J. nicht, denn die Jugend tanzte; aber instinktgemäss begriff er, dass diese viere auch hier sind, um etwas zu erfahren und dass sie deshalb durch diese Thür wollen. Auch A.J. bückte sich, stieg das enge Hühnertreppchen, vier Sprossen, hinunter einen engen Gang entlang, seine breiten Schultern fast an den Wänden reibend, da auf einmal blieben alle Fünfe stehen! . . . Ein untersetzter Mann, breitschulterig, das Gesicht von einem grauen Bart umschattet, kam auf sie zu, einige Scheite Holz im Arm. „Guten Abend“ sagte er, „wartet ein wenig, mein Ofen ist rasch im Gang,“ und er liess sich davor nieder.

Die Herren standen mäuschenstill — achtungsvoll wie Kinder! . . . Nachdem das Holz in Brand gesetzt war, führte der Graf seine Gäste in sein Kabinet — eine mit Kalk getünchte niedrige, helle, höchst einfache Stube — und mit seinem guten Lächeln sagte

er: „Seinen Ofen selbst zu heizen rechne ich zu den Lebensgenüssen!“

A. J. murmelte seinen Namen — der Graf sah ihn eine Secunde scharf an und wies auf einen Lederfauteuil. Der Kaufmann sass endlich im Hafen; aber er hörte von Dingen reden, die ihm fremd; — die Weltfragen, welche hier erörtert wurden, überstiegen seinen Horizont. — Hier wurde nach Sonnen gesucht am Erkenntnisshimmel der Wahrheit. Das eben erschienene Buch: „Was thun?“ hatte eine Lunte in die Geister geworfen. Eine Umwälzung hätte vor sich gehen müssen, wollte man der neuen Lehre folgen. Viele Leser sahen wie Ertrinkende um sich und fragten sich: ja, was beginnen? Denn die Schäden der Gesellschaft sind so erbarmungslos aufgedeckt, das Elend der Menschheit wird so entsetzlich geschildert, dass ein Jeder nach Hülfe schreit. Nur die Rettungsmittel, welche der Schriftsteller vorschlägt, finden noch keinen Anklang, alles ist noch zu neu — und der Graf selbst erscheint wie Elias auf den Donnerwogen als ängstliches Nebelbild, das die Zukunft uns als Wahrheit oder Trug einst vorführen wird! — — Das Werklein ist ein Meisterstück!

Drei Mal ging das Feuer aus während der Debatte und drei Mal machte es der Graf geduldig wieder an. A. J. glaubte zu träumen! Dieser Mann da in grauer Bluse, mit ungestärktem Hemdkragen, der einen so ordinären Tabak rauchte, machte aber auch gar keinen besonderen Eindruck! — Das, der berühmte Graf! — Still hörte er noch eine Volkserzählung an: „Ivan, der Dummkopf“, welche der Graf vorlas. Aber als zum Thee gerufen wurde, drückte sich der Kaufmann

die Wände entlang, die Treppen hinunter. Dieses Mal stand ein Diener am Eingang und war ihm behülflich, den Pelz umzulegen und hiess den Schlitten vorfahren. A. J. hätte ihm jetzt den Rothen in die Hand drücken können — aber wozu? Niemand sah es — und er, der A. J. hatte die Lust verloren wiederzukommen. Es war ihm unheimlich gewesen, er war unzufrieden. Wie geht es zu, dass hier gelacht und getanzt wird, dass nebenan so grosse Fragen verhandelt wurden? — Dieser Einklang und die Widersprüche! — Um den ungewohnten lästigen Gedanken los zu werden, liess er sich noch in den Club fahren, wo er seinen Besuch beim Grafen erzählte. Ein Jeder legte es sich zurecht, wie er es verstand, und mancher suchte das neue Buch zu lesen — der Druck war aber noch verboten und die einzelnen Abschriften waren stark vergriffen. Es wurde von Frau Sophie Behrs übersetzt und von meiner Wenigkeit korrigirt mit des Grafen Hülfe.

Alexander Iwanowitsch erinnerte sich jedoch oft der drei blonden Knaben in des Grafen Hause und hörte im Schlaf ihren Kindergesang. Und er verheirathete sich, hatte aber keine Nachkommenschaft! — Seither dreht er noch stürmischer seine Daumen, rollt die Augen noch toller, weiss nicht wie er die Zeit todtschlagen soll. Seine Pferde sind Tag und Nacht angespannt! — W a s t h u n ? w a s b e g i n n e n ? w o i s t d a s G l ü c k ? . . . Seine Frau hat ihn für verrückt erklärt — denn gestern fand sie ihn seinen Ofen heizend.

XI.

Mitternacht 1885.

Draussen im Garten stehen die Bäume Gespenstern gleich, — der Schnee legt ihnen Leichentücher um. Der Mond kommt abwechselnd hinter den Wolken hervor, überscheint dann des Grafen Schreibtisch: — sie erwachen, die, von denen die Rede war — heute und gestern und ehedem in des Grafen Schriften; sie fragen, warum er sie aufstört aus ihrer Grabesruh und ihre Wesen beschreibt — denn der Lebenden Elend genügt ihm nicht — er erfindet neue Leiden und glaubt in seinem Wahn noch helfen zu können. Das ist aber vermessen. Religionsfragen quälen seinen suchenden Geist — verworfene und wieder aufgenommene Götter tanzen im Mondeslicht umher und verlangen Rechenschaft. Einer sitzt besonders herausfordernd auf des Grafen Lehnstuhl: denn hier in den Papieren ist seiner erwähnt — aber wie schwach erscheint ihm sein Bild gemalt — er fühlt sich tausendmal stärker — und er sinnt, wie er es machen soll, um dem Grafen seine Stärke begreiflich zu machen — und so entstand „Die Macht der Finsterniss“!

Und am Morgen schallen die Kirchenglocken — alles ist Freude und Gelingen — die Wintersonne hat das Mondlicht vertrieben — eine hehre Ruhe herrscht im kleinen Gemach. Das zweite Frühstück ist beendet und der Graf tritt, ein Glas Thee in der Hand, herein. Es ist das seine Gewohnheit so, er trinkt es aus bei der

Arbeit, die bis 4 Uhr dauert. Die nächtlichen Geister sind verschwunden, den Titel des Dramas als Weihnachtsgeschenk dalassend. Noch ist es aber nicht an der Zeit, an diese Arbeit zu gehen — es liegen so viele Entwürfe vor, so vieles ist angefangen. Gerade heute aber ist die Arbeit unmöglich, noch klebt so manches vom Weltleben an dem Träumer — das raubt ihm einige Arbeitsstunden — vornehme Besuche — Familienbande etc.

Oh, das Zimmerchen da oben kann erzählen von Myriaden heller und dunkler Gedanken, von Himmelsstürmen und Abgrundtiefen. Wie oft sass er da, so wie ihn der Maler Gay 1885 gemalt an seinem Schreibtisch: die Feder fest in der lieben warmen Hand und suchte der Menschheit die Stelle begreiflich zu machen, wo er meint, dass das Licht herkäme. Denn wenn der Graf schreibt, ist er im Wahren — er lebt seine Welt — er dringt ins uferlose All. — O, arme Eintagsfliege — rette dich für heute — in dem Chaos gehst du unter! —

XI.

Der Graf als Schusterlehrling.

Wird dir nicht bange, lieber Leser, vor zu grosser Vollkommenheit? Mir, wenn ich so eine Zeit lang um das Haus des Grafen herumgeschwirrt und mit

angesehen habe, wie er nach und nach zum Centrum der Klugen und Klugseinwollenden geworden, geht es wie dem Grafen selbst. Ich möchte der Philosophie ein Schnippchen schlagen und auch einmal lustig sein.

Darum mache ich mir auch keinen Vorwurf daraus, zu erzählen, dass ich heute Abend den ernsten Mann habe Walzer tanzen sehen, oben im Saal — so flink und gewandt, als sei er noch der Graf von einst. Und in der That — oft gelingt es ihm unbewusst, 20 Jahre von den Schultern zu schütteln, und er besitzt dabei ein besonderes Talent, nie lächerlich zu erscheinen, und was er auch anhat, sogar den Riss in seinem Lederschuh, der den Strumpf sehen liess, verzieh ich ihm beim Tanz. Er hatte seinen Sonnentag heute. Der Sonnenmann war wohl dem Gestirne nahe gekommen.

Beim Thee erzählte er einige drollige Geschichten, lachte wie ein Jüngling, der das Bedürfniss hat, sich zu schütteln, rauchte eine Cigarette und verschwand dann plötzlich hinter der bewussten Tapetenthür mit dem Hühnertreppchen.

Der Schuhmachermeister war heute zum ersten Mal gekommen. Die Elementarstudien des Schusterhandwerks begannen — daher die gute Laune, dachte ich. Sollte wie im Märchen von Aschenbrödel das das Glück durch einen Schuh kommen? — Und in der That, der Lehrling machte Fortschritte. Bald erschien er in hohen, selbstgemachten Jagdstiefeln. Es freute ihn, wenn man ihn lobte. Er sprach gern über die Schwierigkeiten des Handwerks und über das Einfädeln des Schusterdrahtes — o, das Einfädeln, das war eine Geduld! Auf einem niedrigen Schemel

sitzend, so gut es eben ging, seinen Meister nachahmend, hielt der Graf aufmerksam Ale und Draht und quälte sich ehrlich ab. Ein, zwei, drei, zwanzig Mal umsonst! Endlich gelang es ihm und er lächelte und nickte. —

War es ihm Ernst damit oder suchte er Zerstreuung, oder haschte er nach Effekt? Gewiss hat sich ein Jeder, der ihn so sah, diese Frage gestellt. Meine Ansicht ist, dass alle körperliche Arbeit — zu der damals noch Anderes gehörte — ein Zwang war, den der Graf sich anthat. Er suchte nach Fesseln, in denen er sich geistig begrenzen konnte. Er hatte in jenen Tagen (1883) das Zeug zu einem Märtyrer. Ich fühlte das an ihm heraus. Seine Familie, besonders seine Frau, war auch hier wieder die Vermittlerin. Sie stellte ihn stets wieder auf die Füsse, wenn er auf dem Kopf stehen wollte, und hielt ihm die Wirklichkeit vor. Nicht, dass der Graf ein Phantast gewesen wäre — er hatte damals noch manche Stunden, die an das 19. Jahrhundert erinnerten. Aber immer und immer wieder suchte er eine Nebenthür, um in sein Reich zu fliehen und so stand er einige Jahre auf der Schwelle.

Die Umwandlung ging langsam vor sich, im steten Kampf mit Allem. Bereits schien er dem Land gefährlich. Er wurde polizeilich überwacht. Die Religion ist die Basis der politischen Sicherheit in Russland und der Graf rüttelte an den Dogmen. Er riss Steine aus dem Grundgebäude, um seinen babylonischen Thurm zu bauen. Einige religiöse Dissertationen von ihm erschienen und — verschwanden bis auf weiteres. Der Thurm ist bis zur Halbhöhe gediehen. Alle Völker

strömen herbei. In alle Sprachen dürfen die Werke des Grafen ohne Einschränkung übersetzt werden.

Erreicht der Thurm das Himmelszelt? Oder wird auch für ihn der Tag kommen, da er sich überlebt hat? In der Bibel steht: „So einer ist, der grösser sein will, denn ich, der wird in Finsterniss gerathen und die Adler fressen sein Aas auf!“

XII.

Auf der Volksbühne. — Das Jungfernfeld in Moskau.

Höchst einfache Marktbuden, Caroussel, Schaukeln, Klettermaste, ohrbetäubende Leierkasten und Musik von Instrumenten, Polichinelle, Volkstheater erscheinen drei mal des Jahres auf dem Jungfernfeld — einem riesigen Platz etwas ausserhalb der Stadt, unweit des Grafen Haus. Das Volk, naiv und genügsam, strömt zu Tausenden hinaus, die Herrlichkeiten zu bewundern und verbringt daselbst Stunden, Sonnenblumensamen kauend, deren Schale sie ganz unbefangen ausspeien. Eine Bude ist besonders anziehend, dort werden Vorstellungen gegeben von Räuber- und Mördergeschichten aus dem Leben berühmter Verbrecher. Damals war es, als Schurkine, ein Tulascher Bauer, wieder einmal von Sibirien entsprungen und die Gegend unsicher

machte — ein zweiter Cartouche, der oft edle Anwandlungen neben Mordgelüsten empfand.

Schurkine war en vogue und obgleich die mise en scéne viel zu wünschen übrig liess, fanden sich doch zu der Hauptrolle verkommene Genies genug und nicht selten sollen ganz bedeutende Talente auf dem Jungfernfelde zur Schau gekommen sein.

Der Graf brachte, in seinen Schafspelz gehüllt, unter dem Volk umherwandelnd manchen Abend hierzu. Nach der Vorstellung lud er auch hie und da einen der hungrigen Künstler zum Thee ein, und nicht wenig erstaunten die halbzerlumpten Gesellen von dem bärtigen Mann, anstatt in ein Wirthshaus in ein stattliches Wohnhaus geführt zu werden. Die Gräfin war ungehalten — das war begreiflich. Es kamen originelle Scenen oben im Saal vor. Mancher silberne Löffel war in Gefahr, doch nie verschwand etwas. Im Gegentheil — diese von der Gesellschaft Ausgeschlossenen brachten manches Manuscript zum Vorlesen. Darin fanden sich eigene Erlebnisse, verzweifeltes Ringen gegen Laster und Verbrechen, Unterliegen, Diebstahl, Mord — die ganze Tonleiter der Enterbten! — — Und doch wie viel Gold fand sich für den Denker neben dem Unrath des Strassenlebens — todt weinen hätte man sich mögen.

Und mehr wie je erlag der Graf dem Drang, dem Volk durch Lehren und Vorbild Aufklärung zu bringen. Verschiedene kleine Erzählungen folgten nacheinander. Für die Bühne schrieb er die Erzählung ‚Die Branntweinbrennerei'. Das Stück führt den Satan vor, der seine Trabanten in die Welt sendet, damit sie sich übertreffen im Verderben der Menschen. Nach ein-

ander kommen sie zurück, ihre Thaten zu erzählen, und der, welcher den Schnaps erfunden, bekommt die Palme. — Als Moral malt der Graf die schauerlichen Folgen der Trunksucht aus und lässt alle daran zu Grunde gehen — bis in die Ewigkeit.

Auf dem Jungfernfeld wurde das Stück verstümmelt, obgleich der Graf selbst seinen Rath abgab, ja man sagt sogar, er habe mitgespielt. Fähig war er dessen, damals war er ganz Feuer und Flamme. Er liess sich sogar herab, einen Impresario, Lintoffsky, zu empfangen. Klassisch sah es aus: der Riese Lintoffsky mit zwei Goldketten auf dem Sammetrocke, gelben enge Lederhosen, gelb-weisse hohen Lackstiefel, rothe Kravatte, den Hemdkragen breit heraus neben dem Grafen, der wie eine graue Feldmaus neben einem Hahn einherging.

Der Grosse zog aber mit langer Nase ab, denn er verlangte 40 000 R. für die Inscenirung und der Graf sagte ihm lächelnd: er habe gedacht, Lintoffsky wolle das Stück ohne Geldausgaben bewältigen; so wie es geschrieben, so solle es auch aufgeführt werden, ohne Ausgaben und Spektakel! . . . Natürlich lief Lintoffsky schnell davon. — Eine Madame Piroff, dieselbe, welche Uriel Akosta als Oper erscheinen liess, machte ein Libretto aus der „Brantweinbrennerei", und es wird jetzt noch — aber ich glaube zerstückelt — gegeben. Jedenfalls ist hier der Moment, eine andere Bahn zu betreten. Der Graf wird schon Menschenfeind, traurig. Nur hie und da erhascht die Eintagsfliege noch einen Lichtstreifen.

XIV.

Oeffentliche Armenpflege. — Nachtlager zu 3 und 5 Kopeken.

Und entschlossen betritt der Graf die Wohnhäuser der untersten Klasse. Er will selbst sehen, selbst fühlen, selbst leiden. Es folgen schwere Tage für den Denker! Das Leben, das er und die Seinen führen, empörte ihn. Täglich giebt es Erörterungen, in denen er unterliegt. Aber er hofft auf die Zukunft und schwimmt vor der Hand mit dem Strom und gegen ihn, so wie es die arme, wunderliche Natur eben gerade zulässt. Er will und kann nicht. Er wartet deshalb und thut einstweilen was er kann. Wie Johannes der Täufer bereitet er die Wege vor, auf dass einst seine Worte als gute Saat aufgehen sollen! Er wandelt seine Wege.

Von dem Logiervorsteher geführt, betritt er das Lapin'sche Haus — eine Spelunke, von einem Mysantropen der sterbenden Menschheit als offenes Grab überlassen! Verborgenes Elend — keine Bettler — nur Verdammte!.. Unterdrücktes entsetzliches Lachen — Ironie neben blutigen Thränen! Eine schöne, vom Elend verfolgte Frau hinter einem Schirm — hungrig, kaum bekleidet! Einer Andern Kind im Schoos, starrt sie den Grafen verachtungsvoll an. Wer ist der? Was will der? Sie wendet sich ab.

Gedrückt und verlegen geht er mit dem Inspektor hinaus. Wie er einmal gesagt hat, liegt es nicht in der Gesellschaft Macht zu helfen; die Hülfe muss von

einem Jeden selbst ausgehen – ein Räthsel, so lange der Samen noch in Fäulniss liegt.

Und weiter schreitet der Graf im Armenviertel. Er sieht andere Schlupfwinkel, wo Elend und Laster Hand in Hand gehen, und ein unendliches Erbarmen überkommt ihn. Alle, alle, wie wir da sind, murmelt er vor sich hin, sind ein Glied dieser Verbrecherkette hier. Ein Jeder einzeln trägt die Schuld der Gesellschaft. Wie soll man helfen? Wo anfangen? Wo das Brecheisen ansetzen? Aber es muss zertrümmert werden, ausgerottet, um Neues zu bilden!

Und er geht weiter, ein öffentliches Nachtlogierhaus besuchend! Wie auf einem Auswandrerschiff sieht es hier aus. Die Brettlager, 3 Stock hoch, überall zerstörte Gesichtszüge; hohler Husten, Seufzer; Stösse von zerlumpten und beschmutzten Kleidungsstücken und Wäsche hängen herum. Eine rauchige Lampe erhellt schwach den Raum, hier wo Hunderte für 3 und 5 Kopeken einige Ruhe, den Wahn im Schlaf sich holen, als lebten sie noch — denn das Erwachen ist Tod für diese Enterbten! Auch hier helfen einige Rubel nur augenblicklich — Almosengeben ist nur Höflichkeit.

Dieses Aufsuchen der Krebsschäden währte nur einige Zeit beim Grafen. Es war wie ein Fieber, das ihn erfasste, in die Hölle hinabzusteigen. Still ging er einher, hatte furchtbare Migraine. Seine Augen glichen winzigen Stahlreflexen. Er war sichtlich krank. Was thun? Wie lehren? . . . Worte sind fruchtlos. Mit dem Beispiel will ich beginnen und zwar so klein beginnen, dass ein Jeder mir es nachmachen kann bei meiner Arbeit! . . .

„Im Schweiss Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen!“ steht geschrieben. Da ward die Fliege zum Nachtfalter und sah, wie der Graf um die neunte Stunde ein Fass, das auf einem niedrigen Schlitten festgebunden war, mit Wasser füllte und vom hintern Garten nach der Küche hin zog, Schritt für Schritt, den Strick um die Lenden. Und am andern Tag und am folgenden wieder. Es wurde ihm zum Trost diese Arbeit. Er entlastete damit einen Nebenmenschen. — Er half liebreich, ungebeten, in Demuth! — Ja eines Tages, als kein Wasser im Hause war, konnten die Moskauer mit ansehen, wie der ärmlich gekleidete Mann mit dem Wasserfass, gerade wie die anderen Wasserträger, bis zum Moskaustrom hinunterging. Er brauchte über eine Stunde zu dem Wege und kam todtmüde nach Hause.

Summ, summ! Das heisst also der Menschheit helfen! Schriebe er nur eine Stunde am Tag und gäbe den Ertrag den Armen, wäre mehr Gutes gethan wie mit dem Fass da! Dumme Fliege, wie blind warst Du doch! Erst nach langen Jahren, jetzt erst, begreifst Du und alle, die seine Werke lesen und sein Thun genau beobachten können, dass dies der Weg nach Damaskus war, den der Graf in jener Nacht betreten. Nicht die Thatsache an und für sich ist hier von Bedeutung, sondern der Sinn wie beim Ofenheizen, das schon früher probirte Samowarstellen, Zimmeraufräumen, Stiefelputzen etc. Und ängstlich um sich herblickend, behutsam die Wunden der leidenden Menschheit betastend, geht der Graf vorwärts. — Wer sucht, der findet — und er suchte — suchte — suchte.

XIV.

Die erste Fussreise von Moskau nach Jasnaja Poljana.

Die Knospen schwellen, die Wasser rieseln. Es will Frühling werden! — Der Winter war schwer gewesen. Das gesellschaftliche Leben im Hause des Grafen hatte nothgedrungen mit einigen bekannten Familien auf gleichem Fusse gestellt werden müssen. Die älteste Tochter wurde in die Welt geführt und die Gräfin Mutter hatte selbst noch manche Huldigung ihrer Reize empfangen, denn trotz ihrer vielen Kinder war sie eine anziehende Erscheinung mit den Jahren geworden und in eleganter Robe that sie es Jüngeren zuvor.

Alles hatte der Graf geschehen lassen. Er wusste ja, dass Alles vergänglich ist und die Seinen sollten gerade auf diesem Wege zu dieser Ueberzeugung gelangen! Doch nun hatte er aber auch vor der Hand genug! — Die neuen, weichen, selbstgemachten Jagdstiefel, wahre Siebenmeilenstiefel, sollten eingeweiht werden und auf Schusters Rappen wollte der Graf auf seinen eigenen Boden gelangen. Er führte Folgendes bei sich: Einen leinenen Brodsack, den er umband, weite Schuhe, ein Hemd, zwei Paar Socken, einige Taschentücher und Tropfen für den Magen, an dem der Graf oft leidet. Eine höchst originelle Kleiderzusammensetzung! Dazu ein aus Konzeptpapier verfertigtes Notizbüchelchen nebst angebundener Bleifeder, um unterwegs Aufzeichnungen zu machen. So

wanderte der Graf in Begleitung dreier junger Leute — zwei entstammten hochgestellten Familien, der Dritte war der Sprössling des Malers Gay — zum Thor hinaus. . . . „Muss i denn, muss i denn zum Städtle hinaus und Du mein Schatz bleibst hier,“ fiel mir unwillkürlich ein.

Die zwei beiden vornehmen jungen Herrn blieben unterwegs liegen. Nur der Graf und Gay kamen am dritten Tag an, fechtend, ohne Geld und in den Hütten übernachtend. Niemand hatte den Grafen erkannt, was ihn innig freute. Bald brach die ganze Familie auf. Es war das zweite Jahr, dass man die Stadt bewohnte. Die Gräfin und die Kinder konnten es kaum erwarten. Wie schaal erschienen die Wintervergnügen bereits! — Jasnaja! . . Uebersetzt heisst es die helle, die sonnige Haide! Damit war Alles gesagt — die Wiege, das Paradies der Familie.

Und summ, summ, flog ich dem Winde zu und liess mich weitertragen, über Tula nach Jasnaja, wo ich mich gerade des Grafen Fenster gegenüber barg und in einem Fliederbusch niederliess. Bereits hatte sich ein Nachtigallenpärchen dort eingefunden und suchte wie ich dort Quartier.

Seit Generationen waren die Sänger jedes Jahr hier erschienen, der Fliederstrauch war ihnen so bekannt. So manches erzählten sie mir von früheren Jahren, gerade so, wie ich es in den vorhergehenden Briefen gesagt habe und wie es in den Werken des Grafen ausführlicher beschrieben ist. Nur die Namen verwechselten sie, ein verzeihlicher Irrthum für kleine Vögel, vielleicht geschah es auch aus Politik! Und da will ich nun ruhig sitzen bleiben. Das grosse Haus hat

viele Fenster. Es ist wie eine Laterne; die Auffahrt liegt daneben. Ich kann so ziemlich alles sehen und hören und will fortfahren, in bescheidener Weise meinen Lesern vom westlichen Europa zu erzählen von dem grossen Meister, von dem viel besprochenen, oft bekrittelten weissen Mann, der wie ein Koloss es versucht, die Erde zu tragen, der Menschen Elend auf die Schultern zu nehmen, um sie dem Urgott zuzuführen.

XV.

Jasnaja.

Im wunderschönen Monat Mai, wo alle Knospen prangen! Und hell und licht ist es ringsum! Junges Laub zittert im Morgenstrahl, das frische Gras unter dem Thau. Es regt sich im Weltall und Alles singt Hosiannah! Die Macht des Wiedererwachens in den Naturkräften! Das schmerzliche Räthsel für den Menschen, der altert und stirbt!

Das Nachtigallenmütterchen dort im Fliederstrauch will aber auch nichts wissen von Schmerz und Trauer. Es sitzt so fest in seinem Nestchen und brütet und blickt mit den Perläuglein so lustig in die Welt, dass das Männchen auf dem nahen Ast nicht müde wird zu flöten. In allen möglichen Trillern giebt es sein Liebesjauchzen kund, ungestört, denn es ist noch gar früh. —

Ja der Graf!! — Die Nachtigallenahne hatte gar manches über ihn erzählt, wie zu allen Tages- und Nachtzeiten er Jahre lang im Mai da auf dem Mauervorsprung gesessen, ganz einfach auf den zerbröckelten Steinen, mit herabhängenden Beinen und gefalteten Händen. Ja die Grossmutter des heutigen Nachtigallenpärchen hat behauptet, sie habe eines Morgens, als sie Thau trinken wollte, einen salzigen Tropfen verschluckt. Dann sei er aber wieder so heiter hergegangen, dass das Sängerpaar berathschlagte, ob es nicht gerathen sei, auszuwandern in die nahe Lindenallee. Aber immer wieder trug die Anhänglichkeit den Sieg davon! . . . Seit so langen Jahren lagen oben im Haus Kinderchen in der Wiege und Eierchen im Nest. Da musste ausgehalten werden bis ans Ende. „Ja," sagte das Weibchen zum Männchen, „wenn nur der Graf etwas mehr Rücksicht auf uns nähme. Als ob er wachend träume, sieht er oft aus! Seit dem letzten Mai ist er anders! Deine Lieder sind doch die unserer Ahnen. Warum erwecken sie nicht den alten Sinn in ihm? Er schreibt wohl und sitzt auf dem Mäuerchen. Aber Etwas ärgert und beunruhigt mich: fasst jeden Morgen, wenn Du Deine Triller ausgeflötet, giesst der Graf eine unangenehm riechende Flüssigkeit in unsern Busch. Er nennt das Aufräumen! — Aber wir leiden darunter!" — Das Nachtigallen-Männchen schwieg — aus esprit du corps!

Die Glasthüre im untern Stock auf dem Mauervorsprung rechts am Hause wird geöffnet. Der Graf tritt heraus, zur Arbeit gerüstet. Bereits hat er ein Glas Thee getrunken und lebhaften Schrittes geht er dem Felde zu. Nicht regelmässig thut er es. Ich

habe ihn sogar im Verdacht, dass seine Gesundheit der Bewegung bedarf nach dem Winter in Moskau. Es giebt jetzt Tage, die er fast ausschliesslich draussen zubringt! Es ist, als wolle er sich mit der Umgebung in Einklang bringen. Er weiss wohl, dass sein Kopf ihm keine lange Ruhe gönnen wird. Er hat stets das Uebergewicht. Und gerade zu Beginn des Frühjahres hatte sich eine Gelegenheit gefunden, den Anfang zu machen, ein Heraustreten aus dem Schlendrian der letzten Jahre.

Der Graf wurde vom Tula'schen Gericht aufgefordert, einen Schwur zu leisten in einer Sache, wo er als Zeuge vorgeschlagen war. Ruhig stand er vor dem Richter. Aber als der Moment des Schwures kam, sagte er laut: „Ich bin gekommen, nicht um den Schwur abzugeben, sondern um den Gerichtshof zu sagen, dass der Richter kein Recht hat, ihn zu fordern und der Mensch nicht die Pflicht, einen geforderten Schwur zu leisten.“ Dabei legte der Graf 100 R. als Strafgeld hin und ging hinaus.

In Tula sprach man lange darüber und bereits erwähnten einige Blätter, der Romanschriftsteller Tolstoi ändere seinen Charakter und werde zum Mysanthropen! — Und in der That war es so; aber noch fühlte seine nächste Umgebung nichts davon. Er war heiter und liebenswürdig und zugänglich. Nur wenn man ihn genau beobachtete, ging es oft wie ein tiefes Weh über ihn hin, so, als ob er auf dem Mäuerchen sässe mit gefalteten Händen zur Maizeit! —

XVI.

Viele sind berufen, wenige auserlesen.

Und sie kamen an zu Wagen, zu Pferd und zu Fuss, die da beladen von dem Reichthum und der Langeweile, und suchten Frieden. Familiensöhne, die dem Leben den Schaum abgeschöpft hatten; Frauen, die den Blüthenstaub ihrer Illusionen in der Unweiblichkeit begraben; arme Studenten und Halbnaturen, die es dem Grafen gleich thun wollten. Sie meinten es gut mit sich selbst. Aber was dem einen Segen bringt, wird dem andern zum Fluch!

Tolstoi ist so viel gescholten worden, weil er Jünger bildete, d. h. weil sich solche fanden, die in seine Fussstapfen traten und hofften, es würde auch ihnen ein Licht aufgehen. In diesem Irrthum gingen Viele zu Grunde! Andern gelang es, auf ethischem Gebiete eine Art Genugthuung zu erringen. Ich könnte Namen anführen, dass diejenigen, welche Vermögen hatten, die Bevorzugten waren! — Wenn ich mit 50 000 R. Einnahmen meine Zimmer ordne und mein Feld pflüge, hilft es zur Verdauung; quäle ich mir aber die Seele aus dem Leibe, nur um tolstoisch zu handeln, so ist die Sache oft unverdaulich!

Einige Söhne des höchsten Adels warfen Gold und Gut von sich und gingen in die Wüste Heuschrecken essen. Damen aus Kronstadt, alles sogenannte Klassendamen, erschienen in Jasnaja und fuhren Mist in Galoschen und weissen Nachtjacken. — Doch sie sind zu zählen, die, welche den Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs in der Bundeslade fanden! Die Meisten

gingen zu Grunde an ihrem Wahn und guten Willen. Das Räderwerk ist noch zu neu! Unsere Kindes-Kinder werden vielleicht über unsere Leichen hin das gelobte Land betreten, wo Manna vom Himmel fällt und die Menschen gut sind. Einstweilen sitzen viele der Anhänger Tolstois aber im Pech, — oder wie Mäuse in einer Falle!

Und drollig, rührend kam mir das Alles vor. — So eine Fliege hat ihre Vorrechte. Sie kriecht überall hinein — und es sah kunterbunt aus damals in des neugebackenen Propheten Vorrathskammer. Aber wer das Ende will, will auch die Mittel. „Loyola" dachte ich oft und bewunderte und bedauerte den Mann. . . Wie das Orakel von Delphi sass der Graf auf seinen gekreuzten Beinen — (er thut es aus Bescheidenheit, glaube ich, und zieht eine Blouse darüber wie ein junges Mädchen — à la turque, oder nur ein Bein unter sich — à la Tolstoi) — und hört der Menschheit Klagen. Er hört Alle an, die nicht wussten, was sie mit ihrem Gelde thun sollten; die, denen ihre Frau zu viel oder zu wenig war; solche, die von Gewissensbissen gefoltert, ihm Beichte ablegten. Allen sagte er einige Worte. Aber es war selbst noch nicht Licht in ihm und gerade dieses Halbdunkel befriedigte auch die modernen Pilger. Damals hätte sich ein Moment-Photograph unsterblich machen können in Jasnaja! Alle Klassen der Gesellschaft wanderten unter die Eingangspforte, die, nahe an der Chaussee gelegen, trotz ihres Verfalls von bessern Zeiten spricht. Man fühlt den Gutsbesitz dahinter. Der Teich links unter dem Dorf sieht ganz stattlich aus. Im Sommer und Winter waschen die Bauernfrauen ihre Wäsche

hier, in roth oder blau carirtem Wollröckchen und weissem Oberhemd.

Die Frauen sind schön in Jasnaja und haben besonders einen schönen Gang, die Hüften schwenkend, selbstbewusst. Die Mehrzahl davon ist arbeitsam. Die Männer sind meistens hässlich und viele lassen den lieben Gott einen guten Mann sein, wenigstens in den achtziger Jahren.

Im Dorf war der Graf zwar beliebt, aber weniger als man hätte glauben sollen. Er verlangte nichts von seinen Bauern, aber er that auch nichts, oder höchst wenig. Er dachte immer an sein System, das Selbsthülfe fordert. Dabei ruft er aber einem Jeden zu: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!"

Kluge Männer in allen Weltgegenden beissen sich die Zähne an seinen Lehren aus. Wie sollten die Bauern in Jasnaja es fertig bringen, klug aus ihnen zu werden. Der Graf pflügte und arbeitete mit ihnen; — oft wenn er so mit ihnen sprach und er nicht gut aufgelegt war, oder nichts geben wollte — was auch vorkam — erwachte in ihm der Despot vom 16. Jahrhundert. Es war, auch wenn das Bäuerlein ganz nahe vor ihm stand, als lägen Abgründe zwischen ihnen. Des Grafen Auge bekam einen bösen Blick und der Bittsteller ging kopfschüttelnd davon.

XVIII.

Jasnaja Poljana, Frühling 1882.

„Horch, es braust der Sturm und der schwellende Strom durch die Nacht hin — schaurig-süsse Gefühle — himmlischer Frühling, Du nahst!“

Und doch war es eine schaurige Nacht gewesen, damals als 21 Häuschen im Dorfe abbrannten. Oben, den Hügel hinan, da wo der Wind am meisten Gewalt hatte! Er fegte über sie hin und zehrte sie auf mit seinen Flammenzungen. Graue düstere Wolken schienen herabfallen zu wollen und schwer hingen sie da. Eiskalt zog es durch die Luft und hülflos jammernd standen die Bauern da.

Wie und wozu helfen? Es nützt ja doch nichts! Wenn der liebe Gott will, hört der Wind von selber auf — und von den Hütten fiel eine nach der andern in Asche! Ja, so war es gewesen gerade wie bei andern verlassenen Dörfern in Russland bei ähnlichen Fällen!

„Und die Feuerspritze?“ summte die Fliege. „Er will ja ein Vater des Volkes sein, wo ist seine Weisheit?“ Ja, da sitzt einmal wieder der Hase im Pfeffer, wie man zu sagen pflegt. Da ist wieder einmal das russische Nitschewo! Und ehemals und damals und heute noch währt dieser Urzustand und wird währen, bis einmal der Zufall ein solches Instrument ins Dorf bringt. Und dann wird es bei der ersten Gelegenheit unbrauchbar durch die ewige Nachlässigkeit und Faulheit, und bei dem nächsten Brand ist wieder die alte Geschichte und wieder ‚Nitschewo!‘

Holz zum Aufbau gab der Graf. Menschen waren nicht umgekommen; Vieh und Hausgeräthe verschmerzen diese Fatalisten leicht und bald war es vergessen! Das Schulhaus war jedoch vom Feuer verschont geblieben — leider! möchte ich sagen. Es war ja nicht die Schulwohnung von ehedem im Herrenhaus, gegenüber des vom Grafen bewohnten. Zwischen diesen beiden Häusern liegt ein Raum von ungefähr 600 Schritten, eine Erdvertiefung mit alten Steinen, worauf Bäume gewachsen sind. Hier, sagt man, habe einst das eigentliche Herrenhaus gestanden mit vierzig Zimmern — wahrscheinlich ein Kartenhaus in der Familienlegende! . . . .

Kurz, um auf die Schulmanie zurückzukommen, die Pädagogik war in die Rumpelkammer zu den Gottesbildern gewandert, vergessen wie das einstige Abendgebet mit Haus und Gesinde! —

Es waren um jene Zeit zwei Herren nach Jasnaja gekommen, weil wieder einmal im Kaufmannsklub in Moskau die Rede gewesen von der hohen Weisheit und Menschenliebe des Grafen. Die Herren waren von denen, welche glaubten, man fange das Rettungswerk mit der Jugend an! Im Dorfe waren auch noch einige junge Bauern, die lesen und schreiben konnten und auch darüber hinaus, die Schüler von 1868, als der Graf englische Schweine pflegte. . . . Jetzt war das Schulhaus nur noch eine zerfallene Hütte mit beschädigtem Dach, einer niedrigen Stube mit einigen Schulbänken und nackten Wänden! Nichts, aber auch nichts weiter! . . .

Ein Lehrer?! — Von Zeit zu Zeit erschien ein verklärt und überspannt aussehendes, verzücktes und

verschrobenes Wesen, das vom Wahn der Opferbereitwilligkeit besessen war. Er opferte sich eine Zeit lang; aber wo Nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, damals war aber die Schule in Jasnaja nicht vorhanden — denn Schule nenne ich nicht, wenn hie und da ein paar Kinderchen sich vor der Kälte in die im Winter gelegentlich geheizte Schulstube flüchten und dann zufällig irgend eine Episode aus der heiligen Schrift oder sonst etwas anhören, wie sie gerade der Moment und die Phantasie dem Zufallslehrer eingaben!

Die erwähnten Herren wollten auch von einem eingerichteten Krankenhaus gehört haben! Auch davon keine Spur! Ich selbst bin den Herren im Dorfe begegnet. Als sie das Schulhaus gesehen und vom Krankenhaus nichts vorfanden, gingen sie wieder fort, ohne beim Grafen vorgesprochen zu haben! — Die hatten genug!

Es war eben, und das lässt sich auch jetzt nicht leugnen, ein Zustand, bei dem die Menschen nur in vereinzelten und seltenen Fällen erzogen werden. Sie standen eben in zu schroffem Gegensatz zu solch einem Gutsherrn, wie der Graf seinen Worten nach hätte sein sollen.

Ich sah einst ein uraltes Mütterchen mit einem Stückchen Holz Kartoffeln graben. Obgleich dieselben spärlich und oben auf gepflanzt waren, wurde es der Frau doch sauer. Ich sagte ihr, sie solle doch einen Spaten holen. „Ja,“ sagte sie, „es sind nur drei im Dorfe.“ Als ich darüber sprach, sagte der Graf, es sei recht so. Die Bauern gewöhnten sich so an Christenliebe im Leihen! . . .

Es war auch damals nur ein Hammer im Dorfe, der von Hand zu Hand wanderte, worauf der Graf erwiderte: dazu habe ein jeder Bauer eine Axt!

Vergleicht man diese systematische, pädagogische Grausamkeit mit der Höhe der Ideale, die deren Basis bildete, so ist das Ganze ein Wirrwarr, eine mystische Lehre, eine Krankheit, aus der vielleicht einst, wie aus der Perlmuschel, etwas Werthvolles ausgeschwitzt wird im Feuerofen der Läuterung, aber nicht heute, sondern in einem andern Jahrhundert!

Dabei war der Graf aber hülfreich und oft recht wortreich! Vor dem Hause steht ein vom Blitz getroffener Ahornbaum. An einem übrig gebliebenen gesunden Ast hing die Ess- und Alarmglocke und darunter warteten oft stundenlang arme Leute, die um Rath und Hülfe baten. Eine Art Vehmgericht, wo der Richter manches Mal Reissaus nahm. Bei solchen Gelegenheiten verkroch sich der Graf in die Erde hinein, er war wie mit Wasser übergossen! Er ging einfach davon! — „Haha!“ dachte die Fliege, „er will oder er kann nicht helfen, oder der Satan sitzt ihm wieder einmal im Genick! Armer, grosser Mann, auf welcher Sprosse der Himmelsleiter stehst Du?“

Doch unter der bewussten Hausglocke, die mittelst eines stets zu kurzen Strickes in Bewegung gesetzt wurde, waren auch andere Kräfte thätig. Die Gräfin theilte Arzenei und Charpie aus. Die Hausglieder gaben noch Manches ab und kleine Scheidemünze wurde täglich vertheilt! — Oft geschah es, dass der Graf rasch und unerkannt an den unten Wartenden vorüber ging, irgend ein Feldinstrument auf den Schultern oder die Baumaxt im Gürtel.

Der Mensch ist nicht vollkommen und seine Kräfte beschränkt! Wenn der Schriftsteller sein Werk gethan, wollte der kräftige Mann auch an die Reihe kommen. Es trieb ihn hinaus! Sie mag wohl oft wie ein Alp auf ihm gelegen haben, seine Berühmtheit, denn er zeigte in jenen Jahren manches Mal noch jenes weiche Kinderherz in der Brust, das er kund gab in der Schilderung seiner Kindheit. Warm umleuchtete es dann seine mächtige Stirn. — Hässlich? Nein, hehr war dann sein liebes derbes Gesicht, so licht und hell wie seine Haide, auf der er hausste — und still an seiner Seite hätte man knieen mögen und fragen: „Wo nimmst Du sie her, das Weh und die Wonne, die von Deinen Schriften ausgehen und deren Wiederschein Dich jetzt gerade verklärt? Du warst auch einst ein anderer sündiger Mensch! Du bist Jahre lang nach dem Weg zum Heil gegangen — tausend Mal niedergefallen unter dem Kreuz Deiner Laster, blutend und fluchend aufgestanden und keuchend weitergegangen! Nun will es Abend werden und der Tag hat sich geneigt. Stiller ist es und Du gehst dem Hafen zu, einen Leuchtthurm zu bauen, damit sie sich bergen können, die verirrt, wie Du einst irrtest!“ — Und ob es die Wahrheit ist, ob es Irrlehren sind für die, die kommen und kamen und kommen werden und fragen: Wie, was ist der Mann da? Ein Segen für die Menschheit, oder die das Ende der Welt verkündende Jericho-Trompete? — Hülfe! Hülfe! der armen verirrten Menschheit, von wo her sie auch komme!

XIX.

Die Abwendung vom Fleische.

Einst traf es sich, dass der Graf erklärte, kein Fleisch mehr essen su wollen. Mit grosser Ruhe erklärte er, der Mensch bedürfe des Fleisches nicht, es sei sogar gegen seine Natur und das Fleischessen sei jedenfalls auch ein Grund des Sittenverfalls. Das Wort „Blut“, Tödten“ beweise es ja schon.

Zuerst fiel es Niemandem besonders auf. Es geht vorüber, dachten die Seinen und man war bemüht, den Tisch mit einer besonders nahrhaften Pflanzenkost zu besetzen. Ob dieselbe nun aus einem Topf Grütze, oder einigen Pfund Spargel mit guter Weinsauce, einem Kohlgericht oder einem Pudding bestand, war im Allgemeinen von wenig Gewicht. Nur Fleisch durfte es nicht sein, Bouillon fand hie und da noch Gnade. Es ging so über ein Jahr. Des Grafen Gesundheit litt manches Mal.

Nach langem Bitten genoss er etwas Geflügel, aber immer wieder wollte er es über sich gewinnen, Stand zu halten. Es war der Fliege, als höre sie Messergeklirr im Speisesaal zu nächtlicher Stunde und am Morgen war das auf dem Abendtisch zurückgelassene Roastbeef halb aufgegessen. Das gestand er allerdings nie, aber es ist meine Ueberzeugung, dass er es war! . . .

Damals gab er auch die Jagd auf, und wie schwer es ihm wurde, wie mächtig die Waidmannslust ihn noch manches Mal überkam, beweist folgende Episode. Nach stundenlangem Schreiben tritt er aus der

hintern Thür, wirft sein Gewehr um, und findet seine Kopfbedeckung nicht gleich. Da aber die Sonne brennt, erfasst er irgend einen Gegenstand auf dem Kleiderbrett — und fort ist er wie der Blitz. Gegen Abend kommt er — mit gesenktem Kopf, tiefsinnig, huscht ins Haus, den todten Hasen in einer Hand nach sich ziehend, und hinten am Gürtel baumelt der riesig grosse rothe Kattunhut seiner ältesten Tochter, den er in der Eile, erfüllt vom Drang der Jägerleidenschaft, beim Fortgehen aufgegriffen hatte.

Es war der letzte Hase, den er erlegt. Bis heute würde seine Flinte rosten, wären die Söhne nicht, die des Vaters Beispiel zwar bewundern, sich aber bemühen, es nicht zu befolgen. Jugend hat selten Tugend! gilt auch hier dem Grafen zum Trost. Wenn man bedenkt, dass der Graf dem Jagdvergnügen entsagt in der vollen Kraft seiner Gesundheit, muss man doch glauben, er habe es aus Ueberzeugung gethan; denn er verbot nie die Jagd seinen Söhnen. Nur bat er sie, das Wild nicht zu quälen und wollte nie die Beute derselben sehen.

Und es gab wieder Tage, von denen es in der Schrift heisst: „Sie gefallen mir nicht. Sei kalt oder warm; so du aber lau bist, so speie ich dich aus.“ — Und wie eine Lawine überfiel das Entsagungsfieber den Grafen. Er legte die Axt an seine Lieblingssünden, eine ausgenommen: Eva's Locken — ein Privatbekenntniss seiner Frau, der er treu ist.

Nun ging es an das Abgewöhnen des Rauchens. O, der Aermste! Sein Tabak, seine Cigaretten, die er so ungeschickt, aber so schmunzelnd drehte! Wo seid ihr Zauberstunden, im Tabaksqualm verträumt?

Wie manches Bild hatte er Euch entnommen, wie viele kleine Rauchwölkchen lösten sich auf mit dem Dahinscheiden einer Illusion! Rauchen sei ungesund! erzählte der Graf eines Morgens. Er sah verbissen aus. — Rauchen sei Luxus! Man könnte Gerste anstatt Tabak pflanzen und Hungrigen aufhelfen — und weg wurde die kleine Horndose gelegt, auf die Seite, auf das Brett, wo Rousseau's Werke prangten, sein Vorbild, nebst Stendahl, Bernardin St. Pierre u. A.

Da liegt sie, die Dose, ein neuer Sieg über den alten Adam, ein furchtbar schwerer Sieg. Als wolle er gebären, so ging der Graf einher; alle Wehen machte er durch. Wie ein Schuljunge hob er hie und da ein Stümpfchen auf und machte einen Zug — oder schnüffelte nur und zog die Nasenflügel begehrlich, wenn in seiner Gegenwart geraucht ward.

Aber auch hier erging es ihm wie mit dem Fleischessen. Er unterlag aus Gesundheitsrücksichten, denn das Rauchen beruhigte seine Nerven, und diejenigen, welche glauben, der Graf sei ein Ascet im vollkommenen Sinne des Wortes, irren sich. Er hatte und hat Zeiten, wo er Alles entbehren kann und sich bemüht, seinen Ruf der Welt und seinem Gewissen gegenüber zu rechtfertigen. Aber ein Heiliger kann nie aus einem Mann mit dem Körper und den Sinnen des Grafen werden. Diese Zeiten sind vorüber! — Bei Männern unter 60, 70 und 80 Jahren giebt es keine Heiligen mehr!

— — — — — — — — — — — —

Heuernte! Das war ein Bild! So recht für die Fliege gemacht: Alles konnte sie übersehen, hin und her gaukeln, sich auf die Nase der Leute setzen. Wer

verwehrt das bei einer Heuernte, wo die ungebundenste Freiheit herrscht! Grafen, Fürsten, Lehrer und solche, die blaues Blut in den Adern haben, schwitzten um die Wette mit den Bauern. Die Sense hieb derb in das saftige Gras, ein Jeder wollte der Erste sein. So weit das Auge reichen konnte, sah man Arbeitende! Die Männer waren alle da; die Gräfin im russischen Costüme; ich im Flügelkleid mit langen Handschuhen — eine Schwäche von mir. Die Kinder und Gouvernanten, Alles half beim Graswenden. Jagdhunde lagen herum und die Sonne schien besonders warm auf die helle Haide. Das Dorf in einiger Ferne auf einem Hügel, das Gut auf dem andern, so dass die zwei Häuser, die Flügel von dem verspielten Herrenhause, sowie der Viehhof und Ställe weithin sichtbar waren! Dies Alles ist mir unterthänig!

Da steht er mit ausgespreizten Beinen, mit dem russischen Hemd und Hose bekleidet, der Volksgraf, holt weit aus und mäht, und ich sehe es ihm an, jetzt denkt er an gar nichts. Er horcht auf den Ton der Sensen. Er geniesst — und so hat es wohl Gott gemeint, als er das erste Pärchen erschuf. So sollte es sein! —

„Ja, aber warum hat denn der liebe Gott nur einen Apfelbaum ins Paradies gestellt?“ fragte mich einst des Grafen Sohn, der kleine Michel, damals fünf Jahre alt; „die Eva hätte doch dann vom anderen Baum einen Apfel holen können.“ Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, dachte ich und blieb dem Kinde die Antwort schuldig!

Ein eigenthümlicher Mann kam damals aus Amerika, um den Grafen zu sehen. Er liess sich

Frey nennen, war jedoch ein echter Russe von guter Familie, wohl verbannt gewesen. Vielleicht steckt sonst ein Geheimniss dahinter, kurz, ein Mann von 50 Jahren. Er sah blühend und sehr jung aus und war Vegetarianer, ass sogar seit zehn Jahren seine Speisen ohne Salz.

Der Mann fehlte noch in Jasnaja! Die Gräfin war ausser sich, denn die Töchter liessen sich beeinflussen und assen auch kein Fleisch mehr und wurden blass. Doch kaum nach einem Jahr war die Marotte vorbei und Niemand achtete weiter darauf. Fleisch kam auf den Tisch und die Vegetarianer griffen auch wieder zu.

Dieser Manie beim Grafen habe ich nie eine ernste Seite abgewinnen können, weil ich im Voraus wusste, sie würde ausgehen wie das Hornburger Schiessen. Der Graf wendete sie auch nur an wie einen Bussgürtel, um sich zu kasteien und seine geistige Natur oder Religionsbedürfnisse in die Höhe zu schrauben. Es gab eine Zeit, da wurde er ordentlich dünn und klein. Er plagte sich selbst und schrieb dabei wie ein Gott. Er schrieb mit seinem Herzblut! —

Dabei war er gut und oft lustig, spielte Crocket, lief um die Wette mit seinen Söhnen, spielte Klavier, zeichnete des Abends kleine Teufelchen auf Papierschnitzel, lachte über Sachen, die Andern ernst vorkamen, machte Schuhe, flickte die alten aus, freute sich seiner Häuslichkeit, spielte mit den kleinen Kinderchen — mit einem Wort: er war wie ein einfacher, lieber, guter Ehemann, der nicht bis drei zählen kann und kein Wässerchen trübt.

So war es wieder Winter geworden und es hiess, nach Moskau aufbrechen. Die Familie voraus — der Graf blieb noch einige Wochen, um recht fleissig zu schreiben. —

XIX.

Unerwartete Einnahmen.

Der darauf folgende Winter trug schon ein andres Gepräge. Bereits waren seine Lehren ausposaunt. Dazu kam, dass die feine Welt es angemessen fand, mit in das Horn zu blasen. Es wurde Mode, Tolstoi zu kritisiren, zu loben, sich mit ihm interessant zu machen. Solche Männer findet man nicht oft und Russland hatte seinen Rousseau fin de siècle!

„Ich habe einen Zahn im Mund," bemerkte einst der Graf, „aber wenn man mir sagen wollte, mein Gebiss sei noch gut, so glaube ich es!" So empfänglich ist der Mensch überhaupt für's Lob; der Graf um so mehr, da es ihm in allen Formen bereits gespendet wurde.

Das Leben war höchst angenehm 1884. Die vier ältesten Söhne besuchten die Universität, die zwei folgenden waren auf dem Gymnasium, die übrigen Kinder genossen Hausunterricht. Die älteste Tochter ging weniger in Gesellschaft, dafür war aber das

gräfliche Haus ein Sammelpunkt. Es gab Zeichenabende unter der Leitung Préanischnikoffs, Literaturabende mit Wereschagin, Fet, Schinchine, Garschin u. A., Musik mit einem bekannten Künstler, der oft kam, wenn der Graf allein sein wollte und der ihm die Kreuzer-Sonate vorspielte.

In einer Ecke des Saales sass dann der Graf mit gefalteten Händen und hörte andächtig zu — er hatte jedenfalls seinen eigenen Ideengang dabei, denn seine Augen waren oft mit Thränen gefüllt. Der Graf besass übrigens die Gabe, gerührt zu erscheinen; ich hoffe, es war ihm Ernst dabei.

Der grosse Saal zeigte eine Menge Stühle, einige mit gelben Kissen bekleidete Empire-Divane von Rothholz und gelbe Fenstervorhänge. Man sah verschiedene Gäste auch diesen Winter, aber es waren nicht die vom vergangenen Jahre. Ausser den Verwandten und nächsten Bekannten kamen Professoren, einige Provinz-Gouverneure, von denen einmal einer, ich glaube es war der von Kasan, über eine halbe Stunde im Vorzimmer neben dem Mantelträger wartete!

Es war auch um jene Zeit, als die Gräfin, von verschiedenen Ursachen bewogen und von einer Freundin unterstützt, anfing, aus den Schriften ihres Mannes Geld zu schlagen. Mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit ging alles von Statten — eine Auflage nach der anderen, mit und ohne Supscription, fiel ihr ins Haus. Dabei nahm sie die Korrekturen bis tief in die Nacht hinein vor. Freilich ging es nicht ohne böses Blut ab — die Buchhändler machten viel zu schaffen, denn auf einmal war des Grafen Haus der Lagerraum, von wo aus direkt verkauft und versandt

wurde. Doch sie hatte das Recht für sich, wenn auch vielleicht manches nicht ganz delikat verlief.

Der Graf benahm sich dabei sehr komisch. Seine Ueberzeugung war oder wollte die sein, dass das Geld ein Uebel ist, eine Grundlage des Verderbens. Seine und anderer Erfahrung sprachen ja dafür. Nun sah er auf einmal eine Goldader sich aufthun, deren Sitz in ihm selbst lag. Zu Anfang hielt er sich die Ohren zu, wenn von Geld und Büchern gesprochen wurde, ängstlich, jammervoll war sein Gesichtsausdruck, aber die Gräfin setzte es durch, den Kindern ein festes Vermögen und sich auf alle Fälle sorgenlose Tage zu verschaffen; denn so wie es 1880 war, konnte es ja nicht bleiben, bei der zunehmenden Familie und den abnehmenden Erträgnissen.

Freilich stimmte das Alles nicht mit des Grafen neu erschienenen Volksschriften, die alle von Entsagen und Frömmigkeit überflossen. Aber er war es nicht — seine Frau hatte die Auflagen übernommen! Er machte dann einen Katzenbuckel und ging Holz spalten oder verrichtete sonst eine grobe Arbeit, um sich so los zu sagen vom Teufel und seinen Verlockungen.

Viel, unendlich viel ist darüber gesprochen und geschrieben worden, dass die Gräfin seine Werke gerade jetzt verkaufte und Handel trieb — aber das geht im Grunde genommen Niemand etwas an! Des Grafen Schriften verlieren dadurch nicht ihren Werth — sie werden ihn überleben — er hat Niemand Rechenschaft abzulegen. Der Pfarrer auf der Kanzel predigt auch allerlei und kann im Leben nicht immer danach handeln. Hier muss man eben den Grafen ganz ein-

fach wie alle Sterblichen auffassen. Er schrieb und verkaufte, und so viel er auch davon hinweg philosophiren will, die Zahlen sind unerbittlich.

Es kamen damals Briefe aus allen Gegenden wegen der Uebersetzungen. Niemand erhielt aber eine aufrichtige Antwort, dass der Graf das Uebersetzen erlaube oder verbiete. Er sagte verstohlen lächelnd: „Ich kann es Niemandem verweigern!"

„Ein sonderbarer Charakter," dachte ich oft. — „Wann wird er offen sein?" Wie die Gegenwart beweisst, sollten noch 10 Jahre darüber hingehen; denn jetzt erst steht er so da, wie er sein soll. Nach und nach hat er sich losgeschält von dem Wust von Vorurtheilen, Lächerlichkeiten und Kleinlichkeiten; das Alter hat ihm seinen Mantel umgelegt, unter dessen Schutz er geborgen seine letzten Karten ausspielt vor Thoresschluss. Jedenfalls hat es der liebe Gott gut mit ihm gemeint, dass er ihm so lange Leben schenkte bis sein Werk vollendet ist; — denn schon blicken Manche nach ihm aus, die früher ein mitleidiges Lächeln für seine Weisheit hatten — und es wird eine Zeit kommen, da es heissen wird: „Ja der war der Menschheit Sohn — voll Elend und gebrochen, aber voll der von Gott verliehenen Allkraft!"

Und er machte sich ein Privatvergnügen daraus, diesen Winter in besonders ärmlicher Kleidung einherzugehen: mit Schafspelz, die Haut nach Aussen, hohe Lederstiefel und Schafmütze — der reine Bauer; beide Hände in den Taschen oder in den Aermeln versteckt. So machte er auch noch einige Besuche bei der vornehmen Welt und durchwanderte die Stadt, nach neuen Eindrücken jagend.

Einst holte er meinen Jungen ab, der damals im Lazareff'schen Institut für orientalische Sprachen war. Ich hatte die Migraine. Damit kein Missverständniss vorkam, telegraphirte ich meinen Sohn, der Graf käme um 2 Uhr, ihn abzuholen. Die Depesche fiel dem Direktor in die Hände und der Graf wurde von allen Lehrern am Eingang erwartet, aber nicht erkannt! Als mein Sohn gerufen wurde und herauskam, angekleidet zum Ausgehen, und den ihn erwartenden Grafen französisch begrüsste, sperrten die Diener und der Schweizer den Mund auf, dass der da im Schafspelz französisch verstehe.

Sie hatten den Grafen geheissen, sich auf die Bank niederzusetzen und zu warten, bis der junge Scuron käme. „Setzt Euch nieder, Väterchen!" Und der Graf sass lächelnd neben anderen, die da auch warteten. Erst als der Graf und mein Sohn aus dem Eingange traten, fiel es den auf- und abgehenden Herren ein, dass das wohl der Graf gewesen sein könne. Er trug einen Bart und sieh, der junge Scuron giebt ihm den Arm — das ist kein Bauer, das war der Graf! Und es war eine grosse Aufregung unter Lehrern und Schülern und die ganze Stadt wusste es in einer Woche. So kamen der Episoden mehrere vor, die der Graf lächelnd erzählte.

„Also steht der Adel nicht auf dem Gesicht geschrieben," sagte er einmal.

„Nein, aber auf dem Rücken!" antwortete ich — und wir lachten herzlich.

XX.

Charakterstudien.

In jenem Winter vernachlässigte der Graf das schöne Gut Samara. Es lag weitab — damals gab es noch keine direkte Bahn. Dazu kam, dass sich immer von Zeit zu Zeit irgend ein brodloser Pädagoge fand, der dem Grafen weiss machte, er verstehe es auch mit dem Landbau und wenn er noch obendrein auf des Grafen Ideen einging, die damals etwas liberal waren, so war der Mann gewiss, in Samara ein Plätzchen zu finden.

Ich möchte hier keine Indiscretion begehen, aber es gehört zur Beleuchtung der Schattenseiten des berühmten Mannes auch näheres über einige Unebenheiten seines Charakters zu erfahren. Der Mann, der so hoch steht wie er, hat in seinem Charakter seine Abgründe, Tiefen und muss sie haben.

Also auf dem Gut in Samara ging es bunt her. Es waren zwei Bauern von dort gekommen, schlaue Köpfe und wortreich, was nur selten vorkommt. Es waren Müller. Sie wendeten alle Kniffe an, um an ihr Ziel zu kommen, Feld und immer mehr Feld für sich zu erhalten und immer weniger Abgaben zu zahlen. Der Graf war damals gerade in der Periode des Geldekels. Er verlangte auch kein Geld, aber trotzdem mussten die Bauern abziehen, ohne besondere Vortheile erlangt zu haben. Mit grossem Geschick verstand es der Graf, mit seinen Bauern zu verkehren. Nicht ja, nicht nein! — Und obgleich die Freiheit denselben ihren eigenen Willen gegeben, so lag es doch in ihren

Interessen, sich möglichst oft an ihren Gutsherrn zu wenden. Aber beide Theile befanden sich in der Defensive, und es hätte komisch zugehen müssen, wäre der Graf unterlegen!!! Passiv verhielt er sich, so passiv wie ein Igel, der seine Stacheln ausstreckt und zusammengerollt ruhig wartet, was da kommen werde.

Aber nun war es doch zu arg gekommen. Ein ganzer Rudel Kameele, viele Stuten zur Cumisbereitung gehalten, eine Menge Landwirthsgeräthe, sogar theure Maschinen, die der Graf angeschafft, als er selbst dort gewohnt und einen tüchtigen Verwalter hatte, waren wie in den Boden verschwunden.

Niemand hatte gestohlen und doch war das Alles fort. Der Zufall, d. h. ich führte einen gerade stellenlosen Verwalter ins Haus, einen Deutschen, der lange Jahre im Süden Russlands ein Gut verwaltete, die betr. Zeugnisse besass und einstweilen in der Nähe Moskau's ein kleines Höfchen übernommen hatte, um seine Frau und Kinder zu ernähren. Der Mann kam drei Mal nach Moskau, um sich mit dem Grafen zu verständigen. Die Samarawirthschaft sollte aufhören und der neue Verwalter schien der Mann dazu zu sein. Doch drei Mal entliess ihn der Graf, ohne das entscheidende Wort zu sprechen, d. h. die Geldfrage zu berühren. Es wurde eine letzte Uebereinkunft getroffen. Der Verwalter kam von seinem Höfchen, 30 Werst von Moskau gelegen, an. Er hatte es einem andern Verwalter überlassen, Frau und Kinder warteten im Gasthause, er sollte womöglich an jenem Tag reisen. Da beim zweiten Frühstück, im Moment, als der Kaffee brodelte und die Sonne so schön hereinschien, erwachte ein Etwas in dem Grafen, das ihn treibt, seinem Nebenmenschen

oft Feind zu sein und als der eben angekommene Verwalter, mit dem schon alles besprochen, bescheiden um 150 Rubel Reise- und Monatsgeld bat, sahen ihn ein Paar graue Augen an, als sei er der Hölle entsprungen. Dann lächelte der Graf falsch, er zog sein Taschentuch, stiess ein paar — „Ach! — Ach!“ — aus und drückte sich zur Thür hinaus, wie ein Krebs. Er flüchtete in sein Zimmer nach oben, da, wo oft so hehre Gedanken ihn erfassen. Er lächelte und schämte sich, denn am Mittagstisch sagte er zu mir: „Ich weiss nicht, wie ich Ihnen mein heutiges Benehmen erklären soll!“ Ich lächelte verächtlich und schwieg.

Ich sehe den Verwalter noch. Sprachlos, aber gefasst, sagte er: „Unser Herrgott wird weiterhelfen — der Graf geht einen falschen Ehrenweg!“ — Aber der arme Verwalter blieb 2 Jahre brodlos. — Ob unser Herrgott sich die Mühe gab, dem Grafen diese Handlungsweise einzubrocken — wer weiss es — Glück und Unglück ist ja relativ und ein Mann wie der Graf kann nicht mit dem allgemeinen Maasstab gemessen werden. Er ist jedenfalls im Stand, eben so verächtliche Regungen wie edle Empfindungen zu haben, wie alle bedeutende Charaktere. Nur thut es einem leid, wenn man auf eine faule Stelle stösst, denn seine Schriften lassen wenig Schwächen zu, sobald sie das Gebiet der Betrachtungen über das Leben betreten. Aber es ist von grossem Werth, den Schriftsteller auch von dieser unvortheilhaften Seite kennen zu lernen. Gerade durch Unvollkommenheit tritt er der Menschheit näher, im 19. Jahrhundert glaubt man nicht an Heilige und gar oft wird der Graf ins Lächerliche gezogen, weil man ihn verhimmelte!

Nie sprach er mehr von der Sache wegen des Verwalters, das Gut kam immer mehr herunter. Später engagirte er Verwalter, die es wie die früheren machten. Es gingen Hunderttausende im Schlendrian drauf, aber das Gut ist ein Goldboden und eine riesige Fläche, und wirft trotz allem viel ab. Dergleichen eigenthümliche Aufwallungen, ich möchte sagen sinnlose Anwandlungen, bei einem so tiefen Geist können auch aus physischen Ursachen bei ihm vorkommen. Oft war es sichtbar, wie ein Schatten über sein Gesicht zog, ein Unbehagen und er war ein Anderer. Der Graf ist kein Schmerzendulder, nur Zahnweh hält er aus; wie ein Held hat er oft gelitten bis alle Zähne heraus waren, beim letzten alterte er auch — zum Zahnarzt wollte er aber nicht! Er muss gesund sein und nur dann ist er gut — wenigstens damals. Die Jahre sollten ihn noch hierin ändern, wie wir ja sehen.

Ich hörte später, dass der Graf vom Verwalter gesagt haben soll, „wozu verlangt er Geld? die andern haben sich selbst geholfen, er kann es auch thun. Er macht mir seine Person verdächtig durch diese Bitte!“ Ganz charakteristisch für den Grafen von damals. — Er bedachte nicht, dass von 60 Kamelen 2 übrig geblieben und dass er, anstatt 10 000 R. von Samara zu beziehen, nichts bekam. Die verdrehten Köpfe, die er hingesandt, Nihilisten, ungefährliche aber doch Nihilisten, um dort zu warten bis der Herrgott irgend ein Wunder thun würde, halfen auch noch alles zu ruiniren.

Kurzum, verschroben war der Graf damals, zum Verrücktwerden für den Beobachter. Er war ganz gelassen dabei, sowie eine Boa constrictor, die ein

Vögelchen verschluckt und ruhig verdaut. Seine Ideen waren es, die er wie ein Wiederkäuer hin und her warf und die Umgebung litt darunter, d. h. wer ihm gerade in den Weg kam.

Die Gräfin half bei solchen Gelegenheiten nicht, aus dem einfachen Grunde, weil kein Geld vorräthig war. Die Bücher waren noch im Druck. Zur ersten Auflage hatte sie 17 000 R. geliehen und da die Güter seit langen Jahren nichts mehr einbrachten in Folge verdrehter Wirthschaft des Grafen, wollte sie sogar keine 150 riskiren und sollten sie auch das zehnfache einbringen. Das war alles ungewiss. Hingegen das, was sie selbst unternommen, hatte sie in der Hand und das hielt sie fest. Ihre Grosseltern stammen von Juden ab: „Behrs“, das kam zum Vorschein, so wie sie mit dem Handel anfing. Im ganzen genommen herrschte eine Sorglosigkeit, die jedenfalls von dem langen Landleben herrührte. Da gab es immer Alles, was man brauchte und so muss es ja sein, dachten alle und die Gräfin sass wie eine Ameise, sass da und machte Korrekturen, Mützen, Hosen, Blousen. Sie rechnete und nährte ihre Kinderchen. Der Graf sagte einst: „Wäre ich Clarinettenspieler geworden, so würde meine Frau ihr Leben damit zugebracht haben, mir die Klappen zu putzen.

XXI.

Als Erster auf dem Todtenfeld.

Langsam, die Erde schaufelweise aus der Grube nehmend erweitert er das Loch, es wird grösser und grösser — es ist Januar und 25 Grad Kälte!

Der hier arbeitende Bauer ruht regelmässig nach dem zehnten Hackenhieb aus und schaut umher. Er misst mit den Augen die grosse Fläche — das neue, noch uneingeweihte, aber bereits von dem Kloster daneben angekaufte Todtenfeld — und jedesmal schüttelt er den Kopf, als verfolge er eine Idee.

Man hatte eine nicht sehr tiefe Grube bestellt, mit Sand ausgelegt. Aber der Schnee lag vier Fuss hoch und die aus dem Loch genommene Erde daneben bildete eine hohe Schicht und zog den Blick der Vorübergehenden an.

Es war ja noch ein offenes Feld, das Stück Land da und verrieth durch nichts den Gottesacker! — „Was machst Du da?“ fragte man den Bauer. Er wusste nur den Namen ‚Tolstoi‘ als Antwort, denn unter diesem Namen sollte die Grube im nahen Kloster, den Eigenthümer des neuen Feldes, eingeschrieben werden!

36 Stunden hatten hingereicht, um das reizende, gesunde Söhnchen des Grafen, das kaum 5 Jahre alt war, in eine Leiche zu verwandeln. Es hatte sich auf dem Spaziergang erkältet. Es war Nordwind an jenem Tage gewesen. Warum man ihn hinausgelassen? fragte sein kluges Auge, als er am Abend fiebernd im Bettchen lag. Ja warum? Die ewige Frage, derer

die dahingehen und derer, die zurückbleiben. Lungenentzündung hatte er und er starb daran. Der Doktor hatte ihn auf Halsleiden behandelt und offen gestanden, er habe sich geirrt! — Die Gräfin war bewunderungswürdig diesem Geständniss gegenüber. — Ruhig, starr vor Weh, sah sie den Arzt an, der es versäumt hatte, das Kind zu untersuchen und nur in den Hals sah! . . .

Der Todesengel schwirrte ums Haus mit ausgebreiteten Flügeln und suchte seinen Bruder. — Ein Jammer war es, ein grosser Schmerz.

Der Graf war wie er sein musste nach seinen Worten, Handlungen und Schriften der letzten Zeit. Der Tod ist eine Kundgebung der Natur für starke Köpfe. Doch wer den Grafen beobachtete, als er auf des sterbenden Kindes Bitte an sein Bettchen geholt wurde, kann nicht bei dieser Ueberzeugung beharren. Wie ein achtzehnjähriger Jüngling schlich er den Corridor entlang, trat aber gefasst, jedoch mit bebenden Lippen ins Zimmer.

Der Knabe sah seinen Vater an und als er sich versichert hatte, dass er es sei, hob er ein Händchen, schlug die Augen auf gegen die Zimmerdecke und sagte deutlich: „Papa, ich sehe — ich sehe —“ „Was?“ fragte der Graf — bekam aber keine Antwort mehr.

Trotzdem der Graf damals den Priestern abhold war, liess er doch Alles nach dem Ritus geschehen. Das Kind lag im Zimmer neben dem Speisesaal auf dem Tisch, wie es bei den Russen Sitte ist. Abwechselnd ging man hinein und betete auf den Knieen stundenlang. Nun entstand die Frage, wo man das

Kind beerdigen solle. Da kommt nun wieder eine Urwüchsigkeit zum Vorschein. Die Gräfin war trotz 28 Grad Kälte auf drei Kirchhöfe gewesen, einen Platz zu suchen für das Grab, war aber ungehalten über den Preis. Ueberhaupt fand die Familie es unmoralisch, für ein Grab Geld geben zu müssen! Es sind das die von mir selbst gehörten Aeusserungen. Da erinnerte sich die Gräfin der Gegend des Petrowsky-Parks, eines Klosters und eines Kirchhofs, wo sie als Kind im Sommer gewohnt und gespielt hatte. Instinktmässig fuhr sie jetzt dahin und fand das leere Feld!

XXII.

Moskauer Mittagsstunden von 11 bis 5 Uhr.

Mehr wie je blieb der Graf nach dem Tode seines Knaben oben in seinem weissgetünchten Stübchen, das mit einem grossen Ledersopha versehen war, sowie mit einem Schreibtisch nebst kleinem Büchertisch. Es war ganz gemüthlich, wenn auch sehr niedrig, denn es war ein Entresol, eine Art Anbau. Es sah mit dem daneben befindlichen ganz kleinen Toilettenzimmer höchst einfach aus, wie ein Käfig, kaum 6 Schritt breit und 9 lang.

Aber wenn die Sonne schien, oder es stürmte bei unfreundlichem Wetter, bei Sturm und Gewitter, fühlte man sich da geborgen — es war ein ‚Heim‘!

Und da sass er und sann über Leben und Tod nach. Wenig wurde über den Dahingeschiedenen gesprochen, wie es überhaupt bei den Russen Sitte ist. Die Todten sollen ruhen! Nur beten soll man für sie! Und doch glaube ich fest, dass in dem Kind ein Funken des Vaters war. Es war ein kluges, feines, denkendes Geschöpf. Die Gräfin besitzt zeitweise auch ein Etwas, was man in der Geisteswelt brauchen kann, ein Wetterleuchten des Geistes wie eine Elektrizität, was sich auch bei ihrem raschen Sprechen kundgiebt, und der Junge hatte von den Eltern ihre guten Seiten geerbt.

Die übrigen Söhne werden wohl kaum in des Vaters Fusstapfen treten. Der Dritte, Leo, ist krank. Er hat wohl Einiges geschrieben, ‚Das blaue Heft‘, aber ich suche und finde Nichts darin. Der Pasrednik mit seinen billigen Ausgaben war nun im vollen Zug. Büchelchen auf Büchelchen erschien, zu Tausend gedruckt und von Colporteuren verkauft. Unter diesen Strassenverkäufern, die in Petersburg sich sogar an den Ecken der Hauptstrassen aufstellen, mit Filzstiefeln und Bauernpelzen, hätte mancher vorübergehende Grand-Seigneur bei genauer Betrachtung seinen Sohn, Neffen oder Bekannten erkannt, denn es waren derer viele, welche vom heiligen Geist oder von der Mode besessen auch einmal etwas für der Menschheit Wohl thun wollten!

Aber aus solchen Tagen erwuchs auch Gutes. Ein Volkskalender wurde angefertigt und wir Alle im Hause arbeiteten daran. Sprüchwörter, Rezepte, Rathschläge für Alle und Alles war auf jeden Tag nach der Jahreszeit vertheilt und es sah komisch aus, unter

den Namen der Tagesheiligen auf einmal irgend ein höchst prosaisches Bauchwehrezept zu lesen. Aber den Kalender findet man jetzt in allen Hütten; er wurde vergrössert und einige lehrreiche Geschichten wurden eingeschoben.

Man durfte den Grafen auch bis 5 Uhr nicht stören! Es war eine Grabesstille oben wie auch im Gastzimmer und in dem höchst elegant eingerichteten Salon mit einigen aus der Vorzeit geretteten kostbaren Sachen im Empirestyl. Daneben lag noch ein kleines Boudoir. All diese Gemächer gingen auf den schönen Garten hinaus. Auch hier, wie in Jasnaja, war eine Baumallee.

Diese Gegend Moskaus ist jetzt mehr bebaut, aber damals war man hier wie auf dem Lande. Doch des Grafen Garten ist noch derselbe. In jener Zeit war er ruhig, obgleich seine Lehren immer mehr Beachtung fanden und das Aufsehen, das seine Bücher hervorriefen, zunahm. Er nahm nur geringen Antheil daran. Er wollte nicht gestört sein. Er hatte Wichtiges niederzuschreiben — und auch hier, trotz tausend anderer Geschäfte, fand seine Frau Zeit, seine Papierschnitzel zu ordnen und ihm wo möglich Hefte und grosse Bogen Papier auf den Tisch zu legen, damit der Graf darauf schreibe, was er auch manchmal wie zufällig that!

Wie ein Kind liess er sich übrigens manchmal leiten. Er kam mir dann vor, wie ein gutmüthiger Menschenfresser oder ein gezähmter Bär, den man am Strick führt. Aber traurig war dann sein Lächeln und das Auge wurde feucht.

War es das herannahende Alter, das ihn momentan

weich und sogar schwach machte? Oder fürchtete er, dass in ihm der Gatte, der Vater, der Mann mit dem Schriftsteller im Widerspruch standen? Oder war in seinem Wesen wirklich die Anlage zum Anachoreten enthalten?

XXIII.

Gewitterwolken.

Ueber das Wort „faire le bien" hatte der Graf seine eigene Idee. Das, was wir Anderen unter Wohlthaten verstanden, heisst bei ihm „mal agir". Hier folgt ein Beispiel, von denen Hunderte aufzuzählen wären. Erst bei der Hungersnoth 1890 änderte er seine Ansicht und handelte dann auch danach.

Damals, 1883, kam ein Herr S. nach Jasnaja, auch einmal wieder, um dem Grafen sein Riesenvermögen anzubieten, um Gutes zu thun. Besagter S. hatte eine bescheidene Gouvernante geheirathet, lebte aber nicht glücklich mit der Frau. Nun suchte er sein Talent, sein Leben zu verwerthen. Im Hause des Grafen lebte eine Dame. Sie hatte einen Sohn, den sie mit ihrer Arbeit erhielt und erzog. Die Dame hatte eine Freundin, eine reiche Kaufmannstochter, welche einen Wald verkaufen wollte und 10000 R. demjenigen bot, der ihr einen Käufer verschaffte. Dieses Anliegen stellte die Dame mit dem Sohn dem Grafen vor; denn der reiche S. war gerade da, als

die Kaufmannstochter wegen des Waldes, 200,000 R. Werth, an mich schrieb.

Der Graf lächelte böse und fragte mich: „Machen Sie Geldgeschäfte?“ und erwähnte natürlich kein Wort seinem Besucher gegenüber, der zwei Tage blieb und nach allen Weltgegenden auslugte, wer ihn von seinen Millionen erlösen würde. Und so blieb es. — S. fand wohl später bereitwillige Abnehmer!

Noch ein Fall, der sich in Moskau zutrug. Eines Tages kam der Graf ganz gerührt nach Hause. Er war einem fünfzehnjährigen Jungen mit einem Arm auf dem Boulevard begegnet, erfroren, weinend, kaum bekleidet. Der Graf war mit ihm gegangen und wollte sehen, wo er wohne. In einem Logierhaus. Sechs Menschen hatten eine Stube. Der Junge hatte eine alte kranke Mutter. Ich dachte wunder was der Graf dem armen Jungen schenken werde, denn er hatte ihn selbst nach Hause gebracht und schien voll Mitleid. Er sagte seinem Sohn Leo, er sollte seine alten Stiefel durchsehen und dem Armen welche geben. Der Zufall wollte, dass es elegante, feine, aber durchlöcherte und dabei viel zu enge Stiefel waren. Auf meine Bemerkung hin, dass das ein elendes Almosen sei, bemerkte der Graf: er habe dem Jungen gesagt, er solle heute kommen und auch 30—50 Kopeken holen als Logiergeld, das er ihm versprochen habe. Als er ihn weinend auf der Strasse fand, hatte man seine Mutter und ihn gerade auf die Gasse setzen wollen.

Die Mutter kam statt des Sohnes, eine gebrechliche Erscheinung. Man gab ihr die Stiefel, ich ein Tuch etc., kurz, der Graf wollte die 30—50 Kopeken geben, wenn der Sohn käme. Ich sah wieder einmal

den Teufel des Geizes — oder war es bei ihm Reue, dass er wirklich Gutes thun wollte? Und richtig, als der Junge kam mit den engen, ihm wehthuenden Stiefeln auf den Füssen, ging der Graf gerade durch das Vorzimmer; er wollte nach oben. Der Junge stand neben der Wartebank. Ich passte auf. Da kam ein Retter für den Grafen, der gethan, als suche er in seiner Tasche nach Geld. Die Thüre ging auf und Graf Tch. trat herein. „Ah, bon jour!“ und „bon jour!“ und eins, zwei, drei flogen beide die Treppe hinauf! . . . 30—50 Kopeken waren gerettet — Sie hätten sehen sollen, wie verklärt sein Gesicht war! Er spielte sich selbst einen Schabernack, der Graf, und war froh.

Aber wer wird mir das Alles glauben? Nur er selbst, wenn er mit der Sonde in die Vergangenheit dringt, wo so viel Sand neben kostbaren Edelsteinen aufgehäuft liegen. Ich gab dem armen Jungen eine Kleinigkeit und ging enttäuscht weg, um nie wieder zu kommen. Nach dem Benehmen des Grafen hatte er auf dauernde Hülfe gehofft. Er starb im Spital an der Auszehrung, hörte ich später von seiner Mutter, der ich einst begegnete.

XXIV.

Ein Wolf in der Tollwuth.

Mit blutunterlaufenen Augen, glühendem Rachen, den tödtlichen Speichel auf der hängenden Zunge, läuft er gerade aus. Er sucht sein Opfer für seine Wuthbegier. Das Naturgesetz hat ihn ja aus der Mitte seiner Genossen verbannt. So wie er da ist, gilt keine Schranke mehr. Er rennt dem Unberechenbaren zu, von einer ihm überlegenen Kraft getrieben, er selbst ein Opfer, ein Verfluchter — warum?

„Mütterchen, sieh doch, der Wolf streicht hier herum.“ Und er lief wirklich um's Haus und kam an dem darauf folgenden Tag wieder. Es wurde Nacht! Ruhe und Mondschein! — Welch ein Rahmen für das Drama voll Heldenmuth und Einfachheit, das sich nun aufrollte.

„Mütterchen, die Hunde bellen.“ Der Bauernjunge, sieben Jahre alt, war besonders besorgt um die jungen Hündchen, kaum 3 Wochen alt, die draussen herum lagen. Erfüllt von der Sorge um seine Lieblinge, ohne Kenntniss der Gefahr, läuft der Knabe hinaus, den Thierchen zum Schutz. Der Wolf lässt ein Junges los und fasst den Knaben!

Nun war die Reihe an der Mutter und auch sie stürzt hinaus. Den Arm mit einem Sack umwickelt, den sie instinktmässig aufgegriffen, schiebt sie denselben dem Wolf in den Rachen. Der Knabe ist frei, gerettet, die Mutter wird hin- und hergezerrt und kämpft! Die älteste Tochter, vierzehn Jahre alt

bringt eine Axt und haut dem Wolf das Kreuz entzwei — und alle drei stehen sie im Mondlicht und betrachten den verendenden Wolf.

In der Kammer schliefen die fünf andern Kinderchen und lächelten dem Gott entgegen, der eben jetzt gerade vor dem Hause seine Allmacht und seine Ohnmacht kund gethan!

Doch einige Nachbarn kamen, die Sache wurde ruchbar. Die Wittwe hatte einen kleinen Krämerhandel, von dem sie lebte.

Eines schönen Tages erschien die Polizei, liess alle Hunde todtschiessen, die Mutter, die Tochter und der Sohn wurden nach Tula gebracht, von einigen Aerzten gleichgiltig untersucht, gequält, dann zur Vorsicht ins Narrenhaus gesperrt! . . . Da aber Alles gut verlief und die drei Aermsten ziemlich gesund waren, entliess man sie, ohne irgend welche Vorsichtsmassregeln, ohne Hülfe, ohne Mittel im Fall eines Anfalls. Die Mutter eilte nach Hause. Ihre fünf Kleinen waren ja verlassen zurückgeblieben!

Aber nun begann ein neues Märtyrerthum. Wie Verfehmte wurden die Glieder der Familie gemieden. Wer weiss, hiess es, sie werden am Ende doch noch toll. Allein die Mutter war wirklich in Gefahr. Sie war gebissen worden — und sie, vor kurzem noch so glücklich, erwartete ergeben ihr Loos und flehte den Schöpfer nur um eine letzte Gnade an, dass man sie knebele und binde, ehe sie ihre Kinder überfällt und beisst! —

Und alle waren sie mäuschenstill um die Frau versammelt, die diese Episode eines Tages im Sommer 1884 auf Jasnaja erzählte. Sie war gekommen, sich

zu berathen mit dem Grafen — und es war ein Jammer. Der Kummer um die Ihrigen, die Angst vor der schrecklichen Tollwuth hatte ihrem Gesichte etwas Verblüfftes gegeben. Wie eine Nachtwandlerin sah sie aus!

Also der Arzt, die Polizei, das Gericht, Alles ist hier vertreten; was können wir thun? sagte der Graf, und er war selbst entsetzt über diese Machtlosigkeit dem Schicksal gegenüber. Man versprach der Frau, sie zu besuchen und sie, wie so viele Andere, waren von der laterna magica, die der Graf auf Jasnaja aufgestellt hatte, nach kurzem Verweilen wieder verschwunden.

XXV.

Eine Judentaufe in Jasnaja.

Es liegt wohl in der Natur der Sache, dass Menschen, denen es gut geht, denen von der Natur, von der Gesellschaft und sonstigen Vorkömmnissen des Lebens Jahre lang kein Hemmschuh angelegt wurde, wie ein Traum vorwärtsgehen. Was sich auch ereignet, hat für den Augenblick wenig Bedeutung und später sind sie selbst erstaunt, wie es möglich war, dies und jenes — manchmal so deutliche Erscheinungen, nicht bemerkt zu haben.

Zu diesen seltsamen Begebenheiten in Jasnaja rechne ich die Bekehrung eines aus dem Süden ge-

kommenen Juden, eines 19jährigen schönen hochgewachsenen blonden Menschen, mit einem wahren Christuskopf! — Eines Tages war er eben da, warum, wusste Niemand. Er wollte arbeiten, sagte er. Der Graf, dem sein Wesen und seine klugen Reden gefielen, brachte ihn im Dorf unter und der junge Mann erwies sich wochenlang als eine Art Heiliger, half Allen bei den bescheidensten Arbeiten, schaffte die Kranken in die Hütten. Damals war der Typhus ausgebrochen. Ich ging jeden Tag einige Mal ins Dorf. Welch' ein Elend und welche Langmuth der Bauern im Ertragen des Elends! Kurz, Feinermann war der Held in Jasnaja. So ernst auch der Graf es nahm, so viel guten Willen die Jugend, d. h. Kinder, Neffen, Nichten und mein Sohn auch zeigten, den Feinermann auf ein Piedestal zu heben, mir kam die Sache verdächtig und lächerlich vor. Die Gräfin fasste die Sache von der praktischen Seite auf und wollte wenigstens Nutzen aus dem Menschen ziehen. Er sagte, er verstehe ein wenig die Schneiderei. Die Gräfin kaufte für einen Rubel Leinewand — er sollte dem Grafen Hosen machen. Aber o weh! — An diesen Hosen gab es weder ein Vorn noch ein Hinten! Von da ab war der Jude in der Gräfin Augen „einer mehr von denen, die kamen, um an dem Baum der Erkenntniss umsonst zu zehren — bis auf weiteres.“

Feinermann liess sich aber nicht einschüchtern durch das Misslingen. Er hatte noch andere Saiten auf seiner Leier. Er begann es mit den Feldarbeiten zu versuchen. Dann, als es stiller um ihn wurde, warf er sich auf geistige Arbeiten. Oft kam er zum Thee und wurde des Abends vom Grafen geladen.

Er war wirklich ein angenehmer, unterrichteter Mensch und hatte gefällige bescheidene Manieren. Eines Tages erklärte er, er wolle orthodox werden und ging zum Popen.

Eine eigene Kirche besitzt Jasnaja nicht. Ungefähr 4 Werst davon liegt sie und gehört der Umgegend auf 20 Werst hin. Doch ist dort die Familiengruft der Tolstoi. Der berühmte Carl Iwanowitsch, der deutsche Hauslehrer, von dem so viel in der „Kindheit" erwähnt wird, liegt auf einem Kirchhof unweit der Kirche. Ich war an seinem Grab.

Das Alles ging ruhig, ohne Aufsehen vor sich. Feinermann war ein stiller Mann und ein pfiffiger Mann obendrein. Bei diesem Religionswechsel hatte der Graf nicht die Hand im Spiel. Ich bin dessen ganz gewiss! Er liess nur Alles geschehen. Nitschewo! Dabei war vielleicht, dachte er, irgend Etwas im Entstehen. Die Doktoren zerschneiden Kaninchen und Frösche. Warum soll ein Psychologe nicht auch Experimente machen dürfen? Der Graf hatte ja den Juden nicht gerufen. Er war von selbst gekommen, — warum? war Niemandem bekannt. Doch liess das Ende vom Liede eine Vermuthung zu. Also die Taufe ging vor sich, ein Gaudium, dem von des Grafen Familie Niemand beiwohnte. Seine Stellung als Christ verbesserte Feinermanns Lage nur in so weit, dass er gestand, er sei verheirathet und bat, ob er auch seine Frau kommen lassen dürfe?

Sie war ein nettes Frauchen, sehr klug, war aber entsetzt über die Streiche ihres Mannes und wenig entzückt von der niedrigen Bauernstube, die man dem Paar als Wohnung überliess. Auch die Frau kam

des Abends -- aus Langeweile holte sie die Kinder, was mir stets missfiel. Ich fand es unwürdig und zankte oft deshalb. Es sollte ein Kind zur Welt kommen. Die Eltern der Frau schrieben Briefe auf Briefe. Eines Tages wurde der Feinermann geholt zu den Soldaten. Das schien mir der wahre Grund seiner Anhänglichkeit gewesen zu sein. Er hoffte sich von der Militärpflicht zu befreien. Nach einiger Zeit wurde nicht mehr davon gesprochen. Auch er verschwand von der Bildfläche. Ob Jude oder Christ, war dem Grafen gleich.

Wo die Kraft hernehmen, alle denen nachzuspüren, die vorübergegangen sind und auf einige Zeit in der Hoffnung einer Rettung sich an seine Lehre geklammert haben! „Jeder für sich und Gott für uns Alle!" ist leider auch hier anzuwenden. Friedrich der Grosse sagte: „Ein Jeder könne nach seiner Façon selig werden." Tolstoi ist der Meinung: Selig werden ist nichts, aber suchen muss der Mensch, was hinter dem Vorhang des Weltalls liegt, um zufrieden sein zu können mit dem, was er hat und sieht.

Und das scheint ihm „das Ziel des Daseins" zu sein. Ein Jeder nach seinem Verstandsvermögen! Er glaubt an die Naturkraft und an Einen, der sie leitet; aber wie heisst er? — Hoffnung?

Als mein Sohn starb, schrieb mir der Graf: „Wenn Derjenige, der unser Leben in seiner Gewalt hat, Sie diesen schrecklichen Kummer, diesen furchtbaren Verlust überleben lässt, geschieht das, weil er Sie braucht und weil Sie hinieden noch eine Pflicht zu erfüllen haben. Worin besteht diese Pflicht? Sie zu erkennen und zu erfüllen ist auch ein Glück."

Auch in jenem Sommer kamen viele Fremde nach Jasnaja. Eines Tages ging der Graf mit zwei Engländern in den Wald, laut plaudernd. Auf die Bemerkung des Einen, ob es viele Pilze gäbe, antwortete auf Englisch eine junge hübsche Bäuerin im blau und roth carriertem Wollrock, in Hemdärmeln und mit einem rothen Tuch um den Kopf, die gerade mit Pilzsuchen beschäftigt war und gebückt dastand. Die Engländer zeigten kein Erstaunen darüber, eine russische Bäuerin englisch sprechen zu hören. Antwort und Rede folgten und die Bäuerin ging weiter.

Der Graf aber gab keine Erklärung. Und als bei Tisch die älteste Tochter — heute besonders elegant angezogen — erschien und die Herren die Pilsensammlerin erkannten, wurde auch des Vorfalls im Walde nicht erwähnt!

Solche Geschichten machten mir stets den Eindruck einer wohl vorbereiteten Komödie, obgleich es Zufall gewesen. Alles ging jedoch mit einer so gleichgiltigen Vornehmheit vorüber, die natürlich schien, besonders wenn es sich um vorübergehenden Besuch handelte. Dann wurde es wieder anders.

Woher das kam, fragte ich mich oft, denn direkt beeinflusste der Graf nie die Seinigen. Eine völlige Geistesfreiheit herrschte und ein Jeder durfte seine Meinung äussern und kundthun. Wie oft kam es vor, dass die Mittagsglocke vier, fünf und sechs mal geläutet wurde und es eine Stunde währte, bis alle versammelt waren. Einzeln kamen die Familienglieder von allen Seiten her. Man fand es ganz natürlich. Selten war die Familie allein. Verwandte fanden sich stets vor und Fremde, sogar wildfremde Besucher er-

schienen tagtäglich. Je mehr die neuen Werke verbreitet wurden, wollten auf einmal alle den Grafen kennen und gesehen haben!

Und ganz gemüthlich war er oft und sprach so einfach wie ein Märchenerzähler und hub an: Es war einmal etc.

XXVI.

Déroulède in Jasnaja-Poljana.

Niemand wusste, wer der langgewachsene, in einen grauen, bis oben zugeknöpften langschössigen Ueberrock gehüllte, militärisch aussehende Mann war, der da eines Tages von einer Verwandten des Grafen nach Jasnaja gebracht wurde.

Déroulède! — der Name klang Allen fremd, denn gar selten wurden Zeitungen gelesen. Ja, es gab eine Zeit, da waren öffentliche Blätter ganz verpönt. Das Zeitunglesen raube Zeit, es verdumme und verderbe, hiess es. Die Hauptereignisse fanden natürlich auch ihren Weg bis in des Grafen Haus, aber Näheres wusste Niemand und wollte Niemand wissen.

Der Neuangekommene war aber auch einer aus der langen Reihe der Neugierigen. In Anbetracht seiner Sprachgewandtheit und ungenierten Liebenswürdigkeit jedoch sass er schneller im Sattel wie ein Anderer unter denselben Umständen. Aber Krieg,

Revanche, Unterschriften sammeln Für und Wider, das waren dem Grafen spanische Dörfer, und ein einziges Zucken um des Grafen Mund und ein einziger Blick aus den Stahlaugen waren auch hinreichend gewesen, Déroulède zu veranlassen, seinem Besuche einen anderen Beweggrund unterzuschieben, d. h. die „Bekanntschaft der Litteratursonne Russlands zu machen“.

Auf diesem Boden konnte es geschehen, dass der gewandte Franzose drei Tage in Jasnaja verweilte und sich im Grunde genommen gewiss langweilte. Aber da der Graf nur zu bestimmten Stunden sichtbar war, hoffte Déroulède wahrscheinlich doch noch, die „Revanche“, wenn auch auf Umwegen, zum Thema des Gesprächs machen zu können. Und es blitzten Streiflichter auf, sie neigten sich hinüber zum deutschen Rhein . . . aber so wie Déroulède die Kriegstrommel wirbeln lassen wollte, verwandelte sich der Graf in Marmor.

Nur einmal liess er sich herab, das namenlose Elend des Krieges zu besprechen. Er hatte ihn gesehen den nächtlichen, blutigen Himmel herabschauen auf das Schlachtfeld, wo Tausende lagen und mit gebrochenem Auge Rechenschaft zu verlangen schienen von denen, die vermessen genug sie gewaltthätig hier niedergestreckt hatten — und wenn Déroulède immer wieder damit kam, „dass der Rhein den Franzosen gehören müsse“, lächelte der Graf gutmüthig und sagte: „Nicht mit Blut sollen die Grenzen der Länder gezogen werden, sondern durch verständiges Uebereinkommen der Völker, einem Jeden gerecht werdend, beider Rechte und Vortheile wägend.“ Dann kam die

Rede „que la guerre est dans la nature“ — und doch sagte der Graf: er muss und kann vermieden werden, und kommen aber doch trotzdem Tage, wo der Bruder den Bruder mordet, so ist es die Allgewalt der Dinge. Die Hauptsache ist, dass sich Keiner findet, der den Krieg ausruft oder befördert. Damit stand der Graf auf und ging rasch aus dem Saal.

Die Gräfin war in ihrem Zimmer mit dem neugeborenen letzten Töchterchen. Ein Wagen mit langer Bank und Doppelsitz wurde angespannt und die Uebrigen fuhren in den Wald. Déroulède war natürlich mit in der Gesellschaft. Sein Erstaunen war gross über die Hunderte von gestürzten Bäumen, die wie Riesen dalagen und in ihrem Fall Tausende Neulinge begraben hatten. Theils hatte der Wind, theils das Alter der Bäume oder eine sonstige Ursache schuld. Der Wald sah wie ein Schlachtfeld aus und obgleich er der Krone angehörte, war es ein Jammer, so viel Holz verfaulen zu sehen. Es ist nämlich verboten, hier aufzuräumen ohne höheren Befehl, und es waren Jahrzehnte vergangen, seitdem eine Besichtigung des Waldes vorgenommen war. Daher dieser schreckliche Urzustand. „Auch hier ist Krieg“, sagte ich, „stummer, wortloser Krieg — das Recht des Stärkeren als Naturgesetz.

Ein Pferd fiel und der Kutscher hatte kein Messer, um den Strang, der sich verwickelte, durchzuschneiden. Auf Déroulèdes Bemerkung: „que jaque cocher doit avoir des instruments et surtout un couteau sous son siège,“ lachten alle. Ich übersetzte den Satz dem Kutscher, der ein lang gezogenes „Nitschewo“ hören liess und mit den Zähnen einen Strick zu lösen be-

gann. Déroulède zog ein elegantes Taschenmesserchen heraus, das schon beim ersten Versuche abbrach. Auf die etwas unpassende Bemerkung einer jungen Dame, Toni Tolstoi, das sei das Loos des zu verfeinerten Geschmackes, erwiderte Déroulède höflich, sein Messerchen konnte nicht ahnen, dass es einst die Ehre haben werde, einen derben Knoten an einer Tolstoischen Equipage zu zerschneiden; sonst würde es sich in ein Schwert verwandelt haben und er, Déroulède, in Alexander von Macedonien; übrigens habe das kleine Instrument bis jetzt seine Dienste gethan.

Abends wurde er der Gräfin vorgestellt. Sie empfing ihn auf dem Divan liegend und sah wirklich interessant aus. Déroulède, der während des kurzen Aufenthalts den grossen Hausstand bemerkte, sagte sich tief verneigend: „Je comprends à présent qu'il y a un ange gardien, qui veille sur la maison."

Zwischen den zwei Flügeln, gegenüber dem schon oft erwähnten verschwundenen Wohnhaus war ein kleiner Pavillon errichtet worden, ein Quadrat von zehn Fuss. Dort übernachtete Déroulède, kaum gegen die Nachtkälte geschützt, denn der kleine Raum hatte sehr dünne Wände und ein grosses Fenster und dergleichen Thür. Alles war höchst einfach hergerichtet, sogar ärmlich! Aber er fand es charmant.

Am folgenden Tage war Briefkastenabend, d. h. laute Lektüre der Briefe, die von den Familiengliedern und Angereisten hineingeworfen waren, „frei Presse".

Summ, summ, dachte die Fliege, da heisst es sich gut anlassen und dem Marseillaisen-Mann einen Dämpfer aufzulegen.

Am Abend wurde vorgelesen:

Der Rekrut.

Sein Leinensack ist gepackt. Auf der Kante seines Bettes sitzend wartet er auf den Glockenschlag der fünften Stunde. Ein draller Junge, so gebaut wie es Landesvertheidiger sein müssen — Kanonenfutter, Adlermahlzeit, Heroen! Doch daran denkt er nicht! Er sinnt, er horcht, als sei es unerlässlich, noch einmal nur das kleinste, ihm so lang gewohnte Geräusch zu vernehmen, es einzuprägen seinem Ohr als Echo des väterlichen Hauses!

Bis heute schien ihm das Scheiden, der Soldatendienst nicht bedeutungsvoller als andere Vorkommnisse seines Lebens — und nun sinnt er unruhig. Nie hatte er eine Ahnung, dass Scheiden so schwer sei! Sein alter Vater wollte ihm bis zum Regiment das Geleite geben und er hörte denselben schon lange im Nebenraume unruhig auf und abgehen. Seine arme Mutter brachte die Morgensuppe und wischte abwechselnd Rauch und Thränen aus den müden Augen! Der Rekrut ist fertig — er grübelt nur noch, er sinnt. Seine glückliche Kindheit, seine erste Jugend, Alles was gewesen, tritt vor sein Auge hin. Wiegenlieder auf dem Schoos der Mutter, die ersten Buchstaben an des Vaters Knie gelehnt, dann die Schule, die Kameraden, der Nachbarin blonde Lisbeth — seine erste Liebe! . . .

So ging es sonnenhell bis zum 21. Jahre! Gelernt hatte er fleissig, er wollte den Eltern zur Ehre gereichen. Sie hatten ja so viele Opfer gebracht. Und nun ist Krieg! Als Lösung des Lebensräthsels! Sein Loos!

Und er hatte ein Gesicht: Neben einem Hollunderstrauch, dessen Wohlgeruch ihn halb betäubt, liegt er auf dem Rücken, unfähig, eine Bewegung zu machen. Der Vollmond steht gerade über ihm und eine schwere Stille liegt in der Atmosphäre. Seine Lage ist unerträglich. Ist es ihm doch, als fühle er eine Art Behagen, so zu verweilen. Oder ist es das Unvermögen, seine Glieder zu gebrauchen? — Ein Hinübergehen, ein Verschwinden! — Er sitzt ja hier in seiner Kammer auf der Bettkante fix und fertig.

Und wieder ist es ihm, als rieche er Hollunderblüthe! Ja, da liegt er — verwundet. Jetzt erinnert er sich. Es ist Krieg, den ganzen Tag ist er im Gefecht gewesen und Viele liegen und auch er liegt hier — vergessen — verlassen! Ob es ans Sterben geht? Leise betet er ein Vaterunser, der Eltern gedenkend, — des Königs Fahne, die ihm als Leichentuch dienen soll, — der Raben, die beim Tagesgrauen hergeflogen kommen, ihre Beute zu holen. Kanonenfutter! Aas!

Plötzlich springt er auf! Er fühlt, dass, wenn er der Eltern Thränen gegenüberstehe, ein Fluch über seine Lippen kommt — ein Fluch der Menschheit, die sich zerfleischt im Wahn der Gerechtigkeit! — ein Fluch über den Weltgeist, der es duldet! — ein Fluch dem Krieg!

Und als nach einem Viertelstündchen die Alten Hand in Hand in sein Stübchen traten, um den Sohn zum letzten Mahle zu holen, ihn, ihren Augapfel, ihr einziges Glück auf Erden — ist das Zimmer leer! . . . Still gehen sie wieder hinaus. Sie hatten verstanden, warum er entflohen und sandten ihm ihren Segen

nach. An des Lebens Bürde gewöhnt, beugten sie ergeben ihr Haupt, des Sohnes Fluch durch ein Gebet erkaufend, dass er erhellen möge die da herrschen und sie Demuth lehren! Wer richtet Jene, die einst Tausende in den Tod jagten?

„Gott schütze unseren Sohn!" betete der Vater.

„Die Mutter Gottes bringe ihn zurück!" sagte leise die Mutter.

Und tagtäglich beteten die Eltern für des Sohnes Leben, auf Gott vertrauend. Sechs Wochen später brachte man den Alten den Todtenschein! Fluch! ...

— — — — — — — — — — — —

Und Déroulède schied aus Jasnaja-Poljana noch an jenem Abend um 11 Uhr. Seine Revancheliste im Koffer und die Ueberzeugung in der Brust, dass man hier Kinderstimmen, Lerchengesang und Glockenläuten der Kriegstrompete vorziehe, und nie hörte man mehr Etwas von ihm! —

XXVII.

Spätjahrsplaudereien.

„Weisst Du noch, Papa, wie es damals war auf der Jagd, als der Bär Dich an der Stirne verwundete? Erzähle!"

„Nein, Papa, erzähle von Deiner Reise ins Ausland — damals, als Dein Name so unbekannt war,

dass die Franzosen Dich ‚Monsieur Folstoai‘ 1860 nannten und dann tiefe Bücklinge machten im Gasthof, als sie wussten, Du seiest ein russischer Graf.“

„Papa, erzähle vom Kriege im Kaukasus!“

„Unsinn,“ sagte der kleine Michael, des Vaters Ebenbild, „der Papa erzählt uns eine seiner schönen Geschichten, die er schreibt und die die Mama zusammenbindet und aufhebt.“

Der Graf sass auf seinem Schemel und hatte eine schwere Arbeit vor: Leder nähen; sah aber so urgemüthlich aus zwischen den Seinen, von denen Keiner fehlte, dass es zu verzeihen war, wenn die Kinderchen einen Märchenerzähler in ihm sahen.

Ein Jeder war beschäftigt, wie es ihm gerade passte: mit Nähen, Zeichnen, Rauchen, Garnwickeln etc. Draussen war ein böses Wetter. Der Herbstregen floss in Strömen hernieder und der Wind heulte in der grossen Lindenallee und schüttelte die Bäume, und er pfiff vom Hügel her und strich über den Teich. Der Heros fühlte sein Reich nahen und geberdete sich bereits als Herrscher. „Nun, Papa, erzähle doch schnell, dass wir den Wind vergessen, erzähle.“

Und der Graf begann: „Es war einmal ein sehr reicher Fürst. Der hatte so viel Land, dass er nicht wusste, was er damit beginnen sollte; denn er war alt und hatte keine Kinder. Da liess er ausrufen in seinem Reiche, dass ein Jeder, der da Land wolle, welches haben könne — so viel Land, als er von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang auf seinen Beinen durchlaufen könne. Da kamen verschiedene Käuze an und stellten sich bei Sonnenaufgang hin. Da waren solche, die nur so viel Erde wollten, um

eine Hütte zu bauen; Andere suchten sich ein Gärtchen aus, noch Andere Feld. Die Ersten liefen nur wenige Schritte und waren zufrieden, die Zweiten mehr. Jene bis zur Ermüdung, diese bis zur Erschöpfung, und der Fürst schenkte einem Jeden die von ihm durchlaufene Erde, und sie bedankten sich alle recht höflich und freuten sich der grossmüthigen Gabe.

Der Fürst, der seinen Sitz oben auf dem Berge gewählt hatte, um Alles übersehen zu können, hatte wohl bemerkt, wie mit dem ersten Sonnenstrahl einer aus dem Volke seinen Lauf mit schnellen Schritten begonnen und sich nur von Zeit zu Zeit einige Minuten Ruhe gönnte. Die Sonne stand hoch und schweisstriefend lief er weiter, keuchend, müde. Die Sonne neigte sich und als ob er noch Versäumtes einholen müsse, lief er nun noch schneller vornübergebeugt vorwärts — mehr, noch mehr, immer mehr Land durchlaufend — unersättlich, denn schon wollte es Abend werden. „Eine letzte Anstrengung noch, ein paar Sprünge und ich habe genug Land für mich und die Meinen. Auch geht die Sonne ja unter — eins, zwei, drei, vorwärts!“ Ein rosiges Licht verbreitet sich, ein himmlischer Schein, die Sonne küsst die Erde und ausgestreckt liegt der Mann da, vornübergebeugt, im Abendroth. Drei Arschinen Erde liess ihm der Fürst geben — für sein Grab!“

„Aber Papa, wie dumm war der,“ sagte der kleine siebenjährige Andreas, „so dumm wäre ich nicht.“

„Ich auch nicht,“ sagte der kleinere Michael.

„Und ich auch nicht, nicht wahr Papa?“ fügte der fünfjährige Alexis hinzu.

„Danke, Papa! — Gute Nacht, Papa!“ und die Kleinen zogen befriedigt ab und lange hörte man noch, wie sie in ihrem Zimmer angelangt mit der englischen Bonne darüber sprachen, wie dumm der Mann gewesen sei. Und nachdenklich schaute der Graf den drei Knäblein nach, wie sie so hinaustrabten, die Goldhärchen gelockt und kerngesund.

„Es ist mir, als wären es meine Grosskinder,“ murmelte der Graf und sein Blick streifte seine zwei ältesten Söhne, bärtige, kräftige Gestalten, den dritten Sohn, kaum erst ein Jüngling, seine Töchter und seine Frau, welche die kurzsichtigen Augen ganz nahe auf der Arbeit hielt — emsig, guter Laune, jugendlich.

„Vier Generationen bilden wir so,“ dachte der Graf weiter; „meine Jahre gehen hoch — befindet sich mein Tagewerk auf gutem Wege? — werde ich es erreichen, das niederzuschreiben, zu ordnen, zu sichten, was noch in Gährung ist? Werde ich es zur Klärung bringen? Mir und der Welt zum Heil? Wird es Licht werden, da wo noch Nacht ist?!“

Und auch er neigte sein Haupt auf die Lederstücke in seiner Hand. — Eines nach dem Andern sagte gute Nacht, und da sass die getreue Gefährtin noch ein Weilchen, so einfach, so lieb und hehr, als ob nicht bereits eine Posaune über Europa hingeschallt wäre, dass in Russland ein Graf lebe, der wie der weise Salomon wissen wolle, was sei und was nicht sei, und Allerlei beginne und lasse, bis er ans Rechte gelange!

Und der Graf dachte darüber nach, während der Sturm um das alte Haus heulte, wie Alles gewesen und gekommen, seiner bösen und guten Tage, seiner

Irrthümer und Siege und mit einem schweren Seufzer stand er auf und trat an die Balkonthüre.

Nacht, finstere Nacht ringsum — nur ein lichter Schein war sichtbar. Er kam von seiner Studierlampe, die unten in seinem Zimmer brannte, dort an dem Fenster, wo er lange Jahre schon schrieb. Das Mäuerchen davor war nass vom Herbstregen.

Fahle Blätter flatterten hin und her und der Graf gedachte wieder, wie oft er da gesessen mit gefalteten Händen zur Maizeit!

XXVIII.

Schwere Tage.

Oben auf dem Hügel hinter dem Dorfe, der Eisenbahnstation zu, pflügt der Graf seit Tagen. Es ist ein grosses Feld und der Pflug klein, der Schimmel alt und der Ackersmann, trotz der breiten Schultern, ungeschickt. Heute will es gar nicht gehen. Das Pferd darf sich gar oft ausruhen und verwundert sieht es sich um und denkt: „Was mag er nur haben?“ Wenn es auch gerade nicht geschunden wurde, so waren doch Arbeitsstunden vorgekommen, die ganz bedeutende Strecken gepflügten Landes aufweisen konnten und heute kamen sie alle Drei nicht vom Flecke.

Eine Werst weiter unten pflügten des Grafen Söhne und der meinige, und die jungen Leute hatten

ebenfalls bemerkt, dass der Papa heute nicht sei wie sonst.

Da ruht er wieder aus. Eine entschiedene Unzufriedenheit liegt auf seinen Zügen und er betrachtet zu wiederholten Malen sein Bein, das Schienbein vorn unter dem Knie. „Ein kleines Geschwür! wie kann das nur so schmerzen?“ dachte er und berührte es mit der mit Erde beschmutzten Hand und pflügte weiter.

Das ging so einige Tage, obgleich seine Frau ihn warnte und des Abends Compressen, Salbe und Lappen brachte. Der Graf wies Alles von der Hand und vernachlässigte das immer grösser werdende Geschwür, das zur Wunde wurde. Eines Morgens wurde nach Moskau telegraphirt nach einem Chirurgen, denn das Bein war angeschwollen und vierzig Grad Hitze dabei. Es war die höchste Zeit gewesen, dem Brand vorzubeugen. Die schmerzhafte Operation überstand der Graf ohne einen Laut von sich zu geben. Er liess sich nicht chloroformiren, zerbiss aber seine bernsteinerne Cigarettenspitze in Stücke.

Doch folgten schwere Tage, bis die verfaulten kleinen Knochensplitter alle nach und nach herauskamen. Die Aerzte standen seit Jahren bei dem Grafen nicht im Geruche der Heiligkeit. Er sah in ihnen Menschen, die ein Handwerk studirt haben und auf's Geradewohl kurieren. Auch liess er Jahre lang keine Gelegenheit vorübergehen, wo es galt, sie herabzuziehen. Wundärzte liess er gelten. Er hatte sie ja im Kriege bei der Arbeit gesehen; aber auch da fand er Vieles auszusetzen.

Doch er wurde dieses Mal zahm! Neun Wochen

lag er fest und litt fürchterliche Schmerzen. Trotz seiner Fähigkeit, Schmerzen zu ertragen, trotz seiner Charakterstärke musste doch zu verschiedenen Malen des Nachts nach Tula ein Bote entsandt werden, den dortigen Chirurgen zu holen, der bei der Operation mitgeholfen und ein tüchtiger Arzt war! Die Gräfin war eine gute Krankenpflegerin, besonders in den ersten schweren Tagen, stets guter Laune und flink, nur zu flink manchmal; denn wenn man so recht krank ist, empfindet man eine sanfte stille Pflege angenehmer, als eine energische.

Als die Krankheit ihren normalen Verlauf nahm und die Hauptsorge verschwunden war, wurden Alle zur Pflege und Unterhaltung des Grafen zugelassen. Denn er verbrachte einen vollen Monat ohne der geringsten litterarischen Beschäftigung fähig zu sein. Hinter dem grossen Saal war das Besuchszimmer, dann das Balkonzimmer, ferner des Grafen Schlafgemach. Da lag er auf einem höchst einfachen Bett, der Thüre gegenüber, und konnte alle Räume und den Saal überschauen.

Sein Unfall war wie ein Lauffeuer herumgekommen und in Jasnaja hörten die Besuche nicht auf. Ein Jeder wollte den Grafen sehen und sich selbst überzeugen, dass keine Gefahr vorhanden sei. Alt und Jung, Hoch und Niedrig wurde vorgelassen. Er war der liebenswürdigste Patient, wenn er nicht zu grosse Schmerzen hatte; aber manchmal schrie er doch auf, dass man hätte davonlaufen mögen. Dabei sehnte er sich nach dem Arzt! Beschäftigen aber wollte er sich. Ich habe noch ein angefangenes Strickzeug, das er selbst gestrickt hat. Er mochte aber nicht

stricken. Ich fing ihm daher eine Kreuzstichstickerei an. Das dauerte aber nur einen Tag.

Ich fand, dass man in der Familie dem Grafen nicht genug Theilnahme zeigte während seiner Krankheit. Alles ging seinen gewöhnlichen Gang: Jagd, Pilzesuchen, Promenade zu Wagen und zu Pferd, Singen im Freien etc. Nur die Gräfin und ich sassen abwechselnd stundenlang und pflegten den Kranken.

Endlich konnte man ihn auf das Sopha bringen. Er verlangte ein Brett, Feder und Papier. Wenn der Papa schrieb, gingen Alle auf den Fingerspitzen. Es musste etwas Ernstes sein dieses Mal. Er sah nicht nach Märchen aus! Den Kopf auf das Lederkissen zurückgelehnt, entfiel ihm manches Mal der Bleistift und sein Gesicht überschattete ein doppelter Schmerz!

Sein Drama, „Die Macht der Finsterniss“, war im Werden. Jener Morgen damals in Moskau trat wie ein Traum vor sein geistiges Auge, als das erste Erwachen der Idee des Werkes ihm im Morgenlicht erschienen war. Sie hatten den Plan in ihm damals zurückgelassen, die nächtlichen Geister oben im kalkgetünchten Stübchen Nachts um die zwölfte Stunde, während er bittere Schmerzen litt.

Und nun war der Moment gekommen, den Plan auszuarbeiten, das Drama zu vollenden. Der Graf hatte manche schlaflose Nacht gehabt, manche Erscheinung, die ihm in das Reich der Laster, der Verbrechen blicken liess. Eine Verhandlung des Gerichtshofes in Tula lieferte den Rahmen dazu und die Bahn war eröffnet. Er liess seine Figuren auftreten, die sieben Todsünden hatten leichtes Spiel mit diesen schwachen Menschen, welche ihr Opfer wurden. Und

als am Ende der alte Bauer seinen Sohn, der zum Mörder geworden, auffordert, laut sein Verbrechen zu bekennen, überkommt uns ein wahrer Schauder. Auf einmal sehen wir den Schriftsteller hier als Einen, der glaubt, nachdem so viele seiner Werke Zweifel darüber zugelassen hatten; glaubt an eine Beichte, nicht ins Ohr des Priesters, sondern lautes Bekennen der Vergehen vor Gott und den Menschen! Das Stück sieht aus, als sei es vor Hunderten von Jahren geschrieben, so naiv ist die Form und der ganze scenische Bau. Man vergisst, dass hier von einem leichtsinnigen Weibe die Rede war. Von all dem Schmutz bleibt nur die Sühne, die Beichte über. Deshalb ist das Drama von Werth, obgleich der Gesammteindruck ein peinlicher ist. Es mag auch daher rühren, dass die Schreibart eine neue ist, der Styl ist nicht der gewohnte. Die Art und Weise, wie die Bauern sprechen, ist zwar treu wiedergegeben, aber man fühlt das Bemühen, den Faden des Dramas nicht verloren gehen zu lassen. Vieles ist forciert und, was zu bedauern ist, umgearbeitet. So wie der Graf die Hauptscenen zuerst geschrieben hatte, waren sie zwar noch grauenvoller, aber jedenfalls getreuer und echter als nachher. Die Scene im Keller, da wo der junge eifersüchtige Bauer das Kind seiner Frau unter einem Holzbrett erdrückt, so dass die Knochen krachen, konnte der Graf nie ohne Thränen vorlesen.

Einst rief er die gescheidesten Bauern zusammen und las das Drama selbst vor. Es war drollig, die Verschiedenheit der Eindrücke zu beobachten. Es waren dabei Bauern, die lachten bei den traurigsten Stellen und umgekehrt. Mir schien es verlorene Zeit.

Das Laster war den Bauern wohl bekannt, aber in einfacherer Form. Bücher daraus zu verfertigen, überstieg ihre Begriffe.

In der literarischen Welt wurde „Die Macht der Finsterniss“ gleich aufgenommen, das Grauenhafte, das Verdorbene und das Mystische zugleich, erzeugten einen Kitzel, dem die Masse stets zugänglich ist. Noch Einiges schrieb der Graf. ‚Der Tod des Iwan Ilisch‘ wurde beendigt während des Spätjahrs und es fiel schon Schnee, als die Familie aufbrach und nach der Stadt übersiedelte.

Die kleine Alexandra wurde noch vorher getauft. Der Graf, der oft so tiefe gottesfürchtige Worte in seine Schriften einflicht, war von einer erstaunlichen Gleichgiltigkeit, diesem Kirchenakt gegenüber. Wäre ich nicht gewesen, so würde der Pope kaum gewusst haben, wo er taufen soll. Alle Glieder des Hauses waren draussen, der Graf auf dem Felde, die Gräfin nähte in ihrem Zimmer. In Russland wohnen die Eltern der Taufe ihres Kindes nicht bei. Nur die Wärterin und der Taufvater, so wie die stellvertretende Taufmutter — die Hofdame der alten Kaiserin, Alexandrine Tolstoi, — sowie die drei Kleinen standen da. Ich hatte meinen Sohn veranlasst, seine Uniform anzuziehen und ich selbst warf mich in Staat aus Anstandsgefühl. Es war aber überflüssig, denn dem Popen wurden drei Rubel in die Hand gedrückt und in zehn Minuten war der ‚Spass‘, wie die Taufe damals in Jasnaja genannt wurde, zu Ende.

Im nächsten Winter starb Alexis. Ob es wohl eine Vergeltung giebt? dachte ich. „Führe uns nicht in Versuchung, sondern bewahre uns vom Uebel!“

XXIX.

Guano und Lubin — Mist und Parfüm!

Wo doch die Eintagsfliege überall herumsucht! höre ich meine Leser, dieses Mal naserümpfend, ausrufen! Nicht genug, dass ihre kleinen Gefühls- und Geistesorgane seit Wochen in aufregender Bewegung sind, um uns den berühmten Mann näher kennen zu lehren, setzt sie auch noch ihre Geruchswerkzeuge in Thätigkeit, damit wir den Schriftsteller mit allen Sinnen auffassen und begreifen können.

Guano — warum gerade das? Will die Fliege etwa verrätherisch falsch werden und den von ihr so hochgehaltenen Mann gar in üblen Geruch bringen? Was kann die Ueberschrift dieses Briefes mit dem Schriftsteller zu thun haben? Und erst der französische Parfümeur Lubin! Da finden wir doch nicht den entsagenden Asceten! Und wir wollten doch hauptsächlich wissen, wie der einst so flotte Weltmann es angefangen und auf welchem Wege er zu dem von Vielen so bewundertem Entsagen gekommen ist?

Ja, wundert Euch nur, Leser, aber lacht nicht! Denn Ihr sollt gleich erfahren, dass ein so vielseitiger Mann wie der Graf stets neue Eigenschaften für die Beobachtung darbietet, d. h. wenn die Beobachter die dazu nöthige Begabung haben — wollte man Jahrzehnte mit ihm zusammenleben, stets würde man auf Neues gefasst sein müssen. So wie sein Geist und seine Feder ein Spielball der Naturkräfte sind, so auch seine Art und Weise zu sein und zu leben!

Beim Bereiten des Thees zählt er die Blätter und lässt dagegen Tausende verloren gehen im Schlendrian der Verwaltung! Und so kam es auch, dass es eine Zeit gab, wo sich der Graf grundsätzlich vernachlässigte, ja oft garstig, fast komisch hässlich und unsauber aussah. Er, der so lange die feinsten gewebten Strümpfe getragen, als letzter Ueberrest seiner einstigen vornehmen Gelüste, verlangte auf einmal leinene Lappen, in die er seine Füsse einwickelte — grade wie die russischen Bauern. Bedenkt man, dass er stundenlang mit hohen, nach Thran und Juchten riechenden Stiefeln auf dem Mistacker beschäftigt war, oder Holz klein machte, oder sonst eine anstrengende grobe Arbeit verrichtete, so wird Einem Angst, wenn man an die Lappen und deren Nachbarschaft denkt. Aber gerade das wollte der Graf.

Ja, er behauptete einst, Läuse seien unrein als Insekten, aber ein armer Mann sei deshalb nicht schmutzig, weil er Läuse habe. Er sei arm, d. h. nicht im Stande, keine Läuse zu haben — Reinlichkeit erfordere Mittel. . . .

Uebel riechen! Aussehen wie Einer, der vom eleganten Leben nichts wissen will! Ein Bedürfniss nach dem Andern ablegen! So sein wie Einer, der nichts hat! Das Alles machte ihm Spass. Damals rührte er auch kein Geld an, trug nie welches bei sich, was manchmal aussah, als wolle er nichts geben, was auch oft in seinem bizarren Charakter lag! Das war eine ganz wunderliche Zeit und es ist begreiflich, dass die, welche nur hin und wieder von seinen Eigenheiten hörten, ihn einfach für verrückt hielten.

Aber nie war er hellsehender wie damals. Er

probirte im Innern wie im Aeussern, wessen er fähig war zu leisten und ob es schwer sei, dieses oder jenes zu thun. Natürlich konnte das nur seine nächste Umgebung wissen.

Eines Morgens kam er an den Frühstückstisch direkt vom Mistfeld. Es waren damals einige Liebhaber für diese Beschäftigung nach Jasnaja gekommen. Thür und Fenster standen weit offen, sonst wäre es zum Davonlaufen gewesen. Der Graf lächelte und sah fröhlich um sich, seelenvergnügt über seinen Miststank, und so überzeugt schien er, dass er etwas Besonderes thue, dass ich laut auflachte.

Lieber grosser, kleiner Mann, dachte die Fliege, beeilte sich aber, den Bissen hinunter zu schlucken und lief rasch hinaus.

Sein Taschentuch war unbeschreiblich. Er wischte Alles damit ab wie ein Kind. Er hatte ausserdem eine eigene Art es zu handhaben, jedenfalls ein Ueberrest einer schlechten Manier aus der Jugend, die man ihm nicht abgewöhnt hatte. Er hält das Taschentuch mit drei Fingern und lässt es lang herunterhängen. Man sieht, es ekelt ihn davor, ebenso vor dem Schnauben. Aber da die Operation gemacht werden muss, fügt er sich. Und dann schiebt er es in die Tasche nach und nach, hält es aber nie fest in der Hand. Es ist zu komisch.

Das gehört vielleicht nicht unbedingt zur psychologischen Beschreibung, aber es muss jeden stutzig machen, weil im Ganzen genommen der Graf die feinsten Manieren hat. Gerade deshalb fällt diese Angewohnheit mit dem Taschentuch auf.

Damals herrschten viel Anschauungen über das,

was Schmutz heisst und Schmutz ist und wie verschieden derartige Gespräche auf die Zuhörer wirkten, zeigt folgender drolliger, wenn auch nicht gerade ästhetischer Vorfall.

Die liebe Jugend auf Jasnaja zählte Kinder jeden Alters, Familienglieder, Verwandte. Seit einiger Zeit war ein übelriechendes Gespräch aufs Tapet gebracht, wohl eine Folge des Mistfahrens und des Widerspruchsgeistes, denn die Gräfin und ich machten Opposition. Der Graf behauptete nämlich, dass ein jeder Mensch gewisse unentbehrliche Verrichtungen, von denen man im Allgemeinen nicht spricht, auf die natürliche Weise erledigen sollte, wo es gerade möglich sei, zwar ohne aufzufallen, aber auch ohne lange nach einem stillen Ort zu suchen. Auch das sei ein unmoralischer Luxus!

Die Kinder lachten darüber und die Grossen suchten den Sinn dieser Worte zu erfassen. Ich glaubte, der Graf wollte damit sagen, dass man keine unnöthige Verschämtheit zur Schau tragen sollte. Der Fliederstrauch fiel mir ein und ich sagte, dass das Nachtigallenpärchen sich schon darüber beklagt und dass man auch nicht immer einen Fliederbusch zur Verfügung habe. Kurz, auf diesem Gebiete wurden so seltsame und naturwüchsige Anschauungen verfochten, dass die Kinder ganz toll wurden.

Am andern Tage summt die Fliege zwischen elf und zwölf in der grossen Lindenallee herum. Diese Allee bildet ein Viereck, dessen Mitte mit Himbeeren bepflanzt ist. Vor mir spaziert ein zehnjähriges elegantes Bürschchen, stolz und festen Schrittes, ein Vollblutknabe. Auf einmal bemerke ich, wie er an

seinen Kleidern nestelt. Was bedeutet das? Hier ist doch kein Bad mitten auf dem Wege! Der Junge machte einfach die praktische Nutzanwendung der Lehren des Grafen. Als ich den Knaben später in aller Freundschaft vornahm, sagte er treuherzig: „Ja der Graf sagte doch gestern, man solle sich nicht erst lange besinnen!“

Und so kamen manche Ungereimtheiten vor, die oft weniger unschuldig wie die oben angeführten waren und viel dazu beitrugen, Jahre lang den Grafen in ein falsches Licht zu stellen. Ja, solchen urwüchsigen Anschauungen legte man sogar tiefere Ursachen zu Grunde, wie ja viele Zeitungsartikel beweisen, die damals allerlei Unsinn erzählten, von Niemandem widerlegt und von Vielen als Wahrheit aufgenommen und mit Uebertreibungen weiter erzählt wurden!

Den Grafen nach solchen Aeusserlichkeiten zu beurtheilen wäre dumm. Diese Launen waren bei ihm nur Ausläufer seiner Phantasie — und noch etwas: er fühlte sich oft allein mit seinen Neuerungen im Herzen, d. h. ohne eine ihm nahe verwandte legitime Seele, die ihn verstand und ihm helfen durfte.

Alle diese Erscheinungen in seiner Art und Weise wären wahrscheinlich bei einem Manne, der die Welt nicht durch seine Schriften bewegt hätte, gar nicht beachtet worden. Eine Zeit lang schmutzig zu sein reicht nicht hin, berühmt zu werden. Beim Grafen aber sind dies Seelenzustände, die Beachtung verdienen. So soll er vor seiner Verheirathung auf Jasnaja einst Monate lang kaum sein Zimmer verlassen haben. Er trug damals stets verstaubte alte Kleider.

Es sind das bei ihm Excesse, die in seinem mächtigen Organismus liegen und alle Kräfte zeitweise aufrufen und aufbrauchen.

Als Gegensatz kann man seine grosse Vorliebe für die subtilsten Wohlgerüche bezeichnen. Zur Sommerzeit hat er stets eine Blume, nur eine, aber eine fein riechende, entweder auf seinem Tisch oder in seinem Ledergürtel versteckt oder in der Hand. Man muss sehen, mit welchem Genuss er sie von Zeit zu Zeit an seine mächtige Nase drückt und mild um sich blickt, als danke er dem Schöpfer, der solches geschaffen.

Auch aus der Lubin'schen Fabrik liebt er viele Essenzen und hat es gern, seine Wäsche parfümirt zu sehen. Die Gräfin sorgt dafür, dass er stets ein Sachet in seinem Schranke hat. Sie selbst liebt auch Parfüm, aber stärker riechendes als der Graf. Und das Alles trotz Mist, Thran und Juchten!

Ich war einst mit der ältesten Tochter in ihrem Zimmer. Wir malten beide. Auf einmal öffnete der Graf rasch die Thür und schnüffelte herein. „Ah, bon jour," sagte er und lachte hell; „wie gut es hier riecht — nach Seife und Jugend! Malt, malt und freut Euch des Lebens!" Und auf und davon war er. Durch das Fenster sah ich, wie er die Lindenallee hinunter dem Dorfe zuging, ein Stück Leder in der rechten Hand; die Linke führte seinen fünfjährigen Sohn Michael. Beide schienen in derselben Form gegossen zu sein — breit, kurz, aber nicht klein, und fest auftretend.

Wie hell die Sonne schien und das Heimchen im Hain sang! Schmetterlinge flogen umher — Gott war

sichtbar! O, Wonnezeit! O, Geisterflügel! O, Mensch, wie arm und doch so hehr!

XXX.

Was die Künstler aus dem Grafen machen.

Es hat Mühe gekostet, den Grafen zu überreden, sich photographiren zu lassen. Es war damals, als die Auflagen so vergriffen wurden, dass nicht schnell genug gedruckt werden konnte. — Die Gräfin setzte es aber doch durch, um eine neue Auflage damit zu schmücken. Das Gesicht des Schriftstellers erscheint in den nach der Photographie verfertigten Lithographien nicht vortheilhaft, d. h. nicht ansprechend. Seine Züge sind wie mit der Axt ausgehauen. Nur das Auge rettet den Ausdruck und gerade dieses Licht der Seele ist ja todt im Bild. Es existirt ein Daguerrotyp aus seiner frühesten Jugend und ein anderes, als er zwanzig Jahre alt war als Fähnrich. Nun ist es aber eigenthümlich, wie ich es oft bemerkt habe, dass in Russland die bedeutendsten Männer in ihrer Jugend das einfachste, unbedeutendste Gesicht haben, als schliefen sie — gerade wie das Reich selbst — den Schlaf der Auferstehung! Ausländer haben irgend etwas charakteristisches schon in der Jugend, besonders wenn sie begabt sind, der Russe dagegen selten, d. h. wenn er reiner Abstammung ist. So ist auch das Bild des Grafen in seinem 20. Jahre,

eine Gruppe mit Turgenjew und andere, später hervorragende Kameraden, ganz ohne Gepräge. Er steht so einfach da, sieht so gleichgültig aus, will so gar nichts vorstellen, dass, wie es später so oft geschah und so oft in Russland vorkommt, man verwundert fragt: „Das ist der Graf?“ Die Russen sind aber stolz auf diese, wie soll ich sagen, peu d'apparence und werfen den Ausländern schlechten Geschmack vor, wenn ihr Aeusseres das Auge auf sich zieht. Es ist eine Art wilder, ursprünglicher Vornehmheit in dem Adel, als ob sie direct aus Noah's Kasten den Doppeladler in die Windeln gelegt bekommen hätten. Daher auch diese so oft gerügte Nonchalance im Auftreten, dieses laisser aller, das im gewöhnlichen Leben oft ausartet, dagegen bei öffentlichem Auftreten auch dem orientalischen Prunke seine Rechte giebt und tadellos erscheint.

In der Trétjakoff'schen Galerie in Moskau, einer Galerie, die 3 Millionen Rubel Werth hat und voriges Jahr vom Kaufmann Trétjakoff der Stadt geschenkt wurde, befindet sich ein lebensgrosses Bild, das den Grafen sitzend darstellt, aus seinen vierziger Jahren, damals, als er ‚Krieg und Frieden‘ schrieb. Er trägt schon die graue Blouse und der Gesichtsausdruck ist lange nicht mehr derselbe wie in seiner Jugend. Das ist begreiflich. Wie ein Steuermann, der das Rad in seiner sichern Hand hält, so ruhig sitzt er da. Man sieht es ihm an, dass schon tiefe Gedanken unter der Stirn wohnen. Aber noch sind es keine mystischen und ascetischen Vorstellungen. Der Schriftsteller ist es, der schreibt, sich und Andern zur Erholung und Erhebung. Der Graf sagt zwar: die Romane, welche er geschrieben, seien verlorene Zeit gewesen. Die

Leser aber sind nicht dieser Meinung und wer ihn so dasitzen sieht in dem grossen Goldrahmen in der Trétjakoff-Galerie, neben anderen russischen Berühmtheiten im Frack und Uniform, der lächelt dem „Krieg und Frieden“-Mann dankbar zu und als ob er fühle, sieht sein Auge hell und ernst auf die Besucher. Eine kleine Photographie im eleganten Oberrock, nachträglich in den fünfziger Jahren gemacht, ist weniger vortheilhaft. Der Contrast frappirt, das Gesicht ist hart ausgefallen und es passt nicht zu dem eleganten Rock und dem englisch gestutzten Vollbart. So wie die Photographien vom Jahre 1885 sah der Graf bis kürzlich noch aus. Nun ist aber wieder eine gemacht, 1890. Er sitzt im Sorgenstuhl. Er blickt drein wie ein Ascet, gramvoll und die, welche ihn nicht kennen und nichts wissen von der Beweglichkeit seiner Physionomie, denken jedenfalls, er sei ein vergrämter Mensch und voll Galle. Wie oft habe ich hier vor einem Bilderladen, wo überall sein Portrait hängt, den Ausruf gehört: „Ach, wie sieht er schrecklich aus!“ Unwillkürlich sagte ich einst: „Er ist ja auch kein Friseur!“ Die Dame sah mich böse an. Das Brustbild, von Gay gemalt, ist meiner Ansicht das Meisterwerk, obgleich die Augen niedergeschlagen sind. Ja, man sieht die Augen gar nicht, denn er schreibt und seine Augenlider und dichten Augenbrauen sinken über die Augenhöhlung herab. Als ob er lebe, so sitzt er da. Das Bild wurde in Moskau im Jahre 1886 oben in seinem Zimmer gemalt. Gay und Tolstoi sind Freunde. Gay's eigentliches Gebiet ist die heilige Schrift, das neue Testament, Jesus und seine Jünger. Das Bild ist wohl desshalb so gut gelungen, weil sie Beide da oben un-

gestört arbeiteten und plauderten und Beide echte Künstler sind. Manchmal flickte der Graf einen alten Schuh aus, denn er behauptet, man ruhe aus, wenn man die Beschäftigung wechselt und der Maler lag rauchend auf dem Ledersopha und studirte sein Modell. Zwischendurch hörte man sie lachen wie Jünglinge und dann wieder sahen sie aus wie solche, die Gottes Zorn auf der Stirne tragen! Es waren helle Tage für Beide! 1888 war ein Ueberlaufen mit Bitten; Bildhauer kamen nach Jasnaja, andere Maler ebenfalls und warteten mit Engelsgeduld auf eine gute Laune des Grafen, denn launisch war er, ob aus Mangel an Christenliebe oder aus Gesundheitsrücksichten, will ich nicht entscheiden. Er hatte Mucken und er war oft bereit, allen und einem jeden auf die Hühneraugen zu treten. Endlich gelang es aber doch, dass er stille hielt und seine Büste wurde gemacht — aber schlecht! Der Graf darf nicht gemeisselt werden. Nehmet Thon, knetet ihn, verfertigt zwei Augenhöhlen, eine Art Nase, einen Säbelhieb als Mund und stellt die unfertige Masse an den Meeresstrand, damit die Wellen die Stirn bespülen und der Sturm seine Wangen und glaubt mir, nach vierundzwanzig Stunden habt ihr sein Bild. Die Büste, welche in der Ausstellung vom Jahre 1890 war, ist zu gelèhrt, zu sauber in den Linien. Wenn man seine Schriften kennt und ihn selbst, kommt sie Einem vor wie verkrüppelt.

Wem wird es vergönnt sein, des Grafen Bildniss in die ferne Zukunft zu tragen? Der Künstler muss ein Auserwählter sein, einer von Denen, die es wissen, dass der Mensch Gottes Ebenbild und des Satans Spielball ist, um einen Glorienschein und ein Mephisto-

lächeln auf seiner Physiognomie auszudrücken. Möge er sich finden, der das Alles vermag. Und „Summ, summ“, denkt die Eintagsfliege, wie wird es noch werden. Sie fliegt in die Zukunft und weilt im Abendroth auf dem Jungfernfeld in Moskau, da, wo jährlich drei Mal die Marktbuden aufgeschlagen werden und Hanswurst und Orgelspiel das Volk anzieht und so viel Sonnenblumensamen verzehrt wird; ja, da sieht die Fliege im Geist ein Denkmal: „Leo Tolstoi“. Da steht oder sitzt er mit übereinander geschlagenen Beinen, lächelnd auf das Treiben herabsehend, die linke Hand unter dem Lederriemen an den Lenden, die Rechte warnend erhoben. „Haltet ein,“ ruft er der Menge zu, „seid massvoll im Genuss und ehrenhaft im Wollen, lasset den Kindern ihr Recht angedeihen an Liebe und Denken.“

Und weit hin sieht man sein liebes, altes, gefurchtes Gesicht. Sein Haus auf der Hamowniki und seinen Garten kann er von hier aus noch übersehen und seine Kindeskinder lachen hören. Alle ihm so lang gewohnten und theuren Bilder lassen ihn hier weiterleben mit denen, die ihm einst lieb waren. Ja, so sollte es sein, denkt die Fliege und nimmt sich fest vor, eine kleine Posaune anzusetzen und Denen, die das Monument einst errichten werden zuzurufen: Das ist der Platz, wo Tolstoi stehen soll, so lange Menschenwerk überhaupt stehen kann. Puschkin hat seinen Platz auf der von ihm so bevorzugten Twerskaja, andere Berühmtheiten sucht man dort zu verewigen wo sie gewirkt. Tolstoi gehört unter das Volk. Obgleich ein echter Aristokrat von Geburt, hat er sich Verbündete erworben in der armen und arbeitenden Klasse. Die Hauptsache bleibt

aber, dass aus dem Ganzen ein Etwas im uferlosen All noch lange Zeit nachtönen wird, eine Stimme, die die armen Menschen manchesmal Trost und Weisheit lehrt, eine Oase zum Ausruhen für die ermüdete, athemlose Menschheit! Ein Lorbeerkranz liegt im Voraus auf des Denkmals Sockel . . . mit einem dankbaren Blick dargebracht von der Eintagsfliege.

XXXI.

Hunger!

„Regen und Sonne schienen ihre Bahn nicht mehr einzuhalten; und die da waren, beriethen. Etliche beteten, andere fluchten und viele erlagen."

In den Dörfern liegt es wie ein Alp auf der Bevölkerung. Aus der Umgegend sind welche gekommen, um zu sehen, wie es um die Ernte stehe. Ein Jeder erzählte, wie es zuging, dass gerade sein Heu und später sein Korn zu Grunde gegangen sei. Streifenweis war der Segen gegeben und genommen — Districte überspringend und dann wieder hatte der Feind seine Auserkorenen meilenweit verfolgt. Deshalb waren sie zusammen, die Aeltesten; noch wollte es Niemand gestehen. Mit der unermüdlichen Ausdauer des russischen Volkes verbringen einzelne Gemeinden den folgenden Winter — ohne Brod. „Es wird besser werden, Gott und die heilige Jungfrau erbarme sich

unserer“ und demüthig beugt der Getroffene sein Haupt und darbt und hofft. Noch haben wir ja Kartoffeln, auch etwas Kohl und Grütze. Und sechs Monate vergehen mit endlosem Dulden und Entsagen bei 30 Grad Kälte, um die Weihnachtszeit ..... Ja, wären die Strecken nicht so weit, so könnte man bis zum nächsten Flecken oder Städtchen und Arbeit suchen oder einen Dienst bei einer Herrschaft; damit weniger aufgezehrt werde in der betreffenden Familie. Aber der Tod lauert auf dem Weg. Schneegestöber, Kälte, Wölfe sind Wegelagerer, denen so Mancher schon zum Opfer gefallen ist, und ruhig schaaren sich die Familienglieder um den grossen Ofen, der eine so wichtige Rolle in den Hütten spielt, eine Art Bäckerofen mit grosser Oeffnung. Bei starker Erkältung legt sich der kranke Bauer hinein und schwitzt tüchtig. Oben sind Vorsprünge, worauf die Leute schlafen. Die Frauen spinnen, stricken, nähen Leinwandmuster aus. Die Männer flicken ihre ärmlichen Geräthe oder liegen irgend einer Hausindustrie ob, wie Löffelschneiden, Flechten von Strohschuhen u. s. w. Die Männer sind träg im Winter. Selten findet man Vorrath bei den Bauern, wegen Mangel an Vorsicht und zu viel Gottvertrauen. Dann ist auch die Armuth zu gross dazu. Nur Kleinrussland macht eine Ausnahme!

Wieder wird es Frühling und es regt sich im Schoos der Erde und die Armen helfen sich gegenseitig. Die Landgegenden stehen unter Eiswasser. Die Wege sind fast bodenlos. Aber den Brodlosen treibt es hinaus, Nahrung zu suchen und man begegnet bereits besorgten Gesichtern. Aber wieder werden die Felder besäet, wenn auch spärlich, denn zur Osterzeit hat die Bäuerin

in den Vorrathssack zur Aussaat gegriffen und heimlich den Müller gebeten, ihr Mehl dafür zu geben, damit sie den Osterkuchen backen kann.

Auch die Kartoffeln werden dieses Jahr viermal durchschnitten und zu je einem Stückchen nur gesetzt. Aber die Lerchen singen und bauen ihre Nestchen in's aufgehende Kornfeld und sieh' da! Es sieht hoffnungsreich aus auf den Gauen. Auf weiten Fluren steht Gras, dann wieder viele Werste lang Getreide und der Bauer ist voll Dank und Freude. Eine Kuh muss angeschafft werden, oder ein Pferd, oder das Haus muss reparirt werden. Die Frauen haben auch ihre Wirthschafts- oder andere Beschäftigung und das Oellämpchen wird fleissiger denn je des Abends bei Sonnenuntergang angezündet vor den Gottesbildern, die in vergoldeten Rahmen nach byzantinischer Sitte die Ecke der Wohnräume schmücken. Ja, der liebe Gott und die Mutter Gottes . . .!

Aber wieder öffnen sich die Schleusen des Himmels über einzelne Strecken und eine Sündfluth überdeckt das flache Land. Trostlos ist der Anblick. Die ärmlichen Dörfer mit den niedrigen Häuschen sind wie versunken, die Strohdächer durchweicht. Das Vieh steht armselig auf den Wiesen, die ihnen keine Nahrung geben. Ihr trübes Auge sucht den, der an Allem schuld ist.

Ja, wer es wüsste, warum Leiden Naturgesetz ist?

Und langsam von dem Hirten geführt, treiben sie dem Dorfe zu, wo auch Nässe ihrer harrt, oder verbringen die Nacht draussen.

Andere Gouvernements erflehten dagegen Regen, denn da war es die Sonne und die Hitze, die alles

verheerte. Wie eine ausgebrannte Steppe lagen die Kornfelder unter dem grau-röthlichem Abendhimmel. Welch ein Jammer! Kraftlos stehen Mensch und Vieh unter dem Gestirne, das sonst Segen gebracht und nun zum Fluch geworden! Und der Bauer schüttelt den Kopf und sagt: „Gott lehrt uns!"

Und wieder wird es Winter und wie Vervehmte verkriechen sich die Hungernden. Ein über den andern Tag wird irgend eine Speise gekocht. Das Vieh wird verkauft und geschlachtet. Heu und Stroh fehlen. Der entsetzliche Hungertyphus klopft an der Hütten Thür und gar viele werden hinausgetragen von den thränenlosen Verwandten, die in dem Todten einen Erlösten sehen.

Und wie eine Lawine brach er los auf einmal von allen Seiten. Der Hunger trieb den Wolf aus den Wald. Der Hunger gab auch denen Kraft, die hart am Verscheiden waren. Schaarenweis kamen nun die armen Bauern auf die Gutshöfe und baten um Brod. Zu Hause verhungerten Greise und Kinder und starben die Kranken. O, es sind wahre Gräuel, welche die so verlassenen Hütten zeigen, wo die Landespolizei aufräumt und die hier Verstorbenen hinausschafft und verscharrt. Keine Hülfe war ihnen geworden. Sie sind Hungers gestorben, verschmachtet.

Und Tolstoi war der ersten Einer, der zugriff, dem Feind zu begegnen. Er und die Seinen organisirten Landesbäckereien, welche sie mit Provision und Personal versorgten, ja selbst thätig mitwirkten. Sein Aufruf um Hülfe war wie eine Feuersäule, leuchtend vor den Reichen aufflammend. Ein Jeder begriff, dass er helfen müsse. Aus allen Gegenden, ja, aus Amerika

und England, kamen grosse Geldsummen an und als der Graf um Nahrungsmittel bat, standen bald Eisenbahnzüge mit Mehl- und Essvorrath da. Das schreibt sich leicht, aber wie aufopfernd, wie ausdauernd und wie klug musste zu Werk gegangen werden, denn es gab auch hier Menschen, die etwas auszusetzen fanden an dem grossen Werk. Tausende täglich, wenn auch nur einmal, satt zu machen, ist ein Riesenwerk, namentlich im Innern des Reiches, wo erst alles organisirt werden musste und wo Schwierigkeiten sich erheben, von denen man im Ausland keine Idee hat.

Da kam die Gräfin zu Hülfe und dieses Mal war ihre Energie eine unentbehrliche Stütze für den Grafen. Wäsche wurde angeschafft für die hunderte von Typhuskranken, die sonst im Schmutz verkommen wären. Arznei wurde herbeigeschafft. Krankenpfleger und Pflegerinnen fanden sich, theils besoldet, theils aus eigenem Antrieb und ohne Entschädigung. Obgleich der Summen Millionen waren, die den Nothleidenden in Russland gespendet wurden, so ist doch Thatsache, dass Tolstoi's Methode zu helfen, die wirksamste war. Denn er griff ins Alltägliche für heute und morgen. Neben ihm standen diejenigen, welche mithalfen, die in seinen Fusstapfen wandelten und das Gute nach seinem Sinn thaten.

Monatelang ging es fort, unermüdlich. Briefe, Geldsendungen, Proviant, Kleidung, alles wurde dankbar empfangen und vollständig ausgetheilt. Bis in die entferntesten Gouvernements sandte der Graf Hülfe, geschmäht und getadelt von vielen, die in Ermangelung eines andern Grundes vorgaben, der Graf helfe mit fremden Geld. Zugegeben! Aber konnte er die enormen

Summen den Seinigen entziehen? Es ist schon eine schöne That, monatelang sich aufzuopferu, alle Kräfte spielen zu lassen, um den Nebenmenschen zu helfen, mit der Ueberzeugung, ja mit der Gewissheit, dass das Ende der Qual doch kommen werde. „Was hat denn der Graf so Besonderes gethan?“ fragten manche. Aber der Herr segnete ihm und gab ihn in der schweren Zeit ein Söhnlein. „Jwan“ wurde geboren, das letzte Kind. Der Graf war 61 Jahre, die Gräfin 45. Dieser Sohn ist jetzt in seinem fünften Jahr und die Gräfin behauptet, Gott habe ihn ihr als Ersatz für den Verstorbenen und als Lohn für das geschenkt, was sie während des Hungerjahres gethan habe. Die Gräfin ist nicht kirchengläubig, ganz und gar nicht. Es wird oder wurde bei ihr nie von Religion gesprochen, sondern nur von Gott, als dem Schöpfer aller Dinge.

XXXII.

Tolstoi's Mässigkeitsverein.

Ueber Russland ging ein Hauch des Geistes, der da sagt: „Und sie lagen unter Zion's Mauern und es war ein Heulen und ein Zähneklappern, ihrer Sünden halber, ihrer Vergehen wegen!“

Trotz aller Derer, die zeitweilig für und gegen des Schriftstellers Werke und Thaten waren und es öffentlich bekannten oder schrieben, ist es doch be-

merkenswerth, dass es hauptsächlich die Jugend war und ist, welche ihm ein offenes Ohr leiht. Schwärmereien, Modesache u. s. w. hiess es, nachdem die erste Furcht der Generation, Tolstoi könnte zu liberale Ideen vertreten, vorüber war. Nachdem man sich überzeugt hatte, dass der Graf seine Thätigkeit auf rein ethischem Gebiete entfaltete und einem Jeden ganz freien Willen liess, beruhigte man sich etwas. Tolstoi liess Jedem seine Ueberzeugung und begnügte sich, in Wort und Schrift seine Ansichten zu verbreiten, ohne Zwang und Aufsehen. Aber immer mehr Boden wurde erobert und wenn auch Vieles unfruchtbar blieb oder die Nahestehenden verdross, die hauptsächlich Verschrobenheit befürchteten, so ist das Resultat doch kein verderbliches gewesen und es gab und giebt noch viele junge Leute im Land, die es nicht leugneten, unter der Fahne Tolstoi's zu stehen.

Der Mässigkeitsverein hat mehr Anhänger, als man glaubt — und wie die Freimaurer halten sie ihr Wesen geheim. „Keinen Wein trinken" steht oben an. Für den Ausländer hat dies keinen Sinn. Aber für den Russen heisst es: „keinen Schnaps trinken" und das ist eine Hauptfrage, auf welcher die Moral, das Glück und Unglück des Landes ruht. Wie ein Sandkorn am Meeresstrand, so klein war der Anhang des Vereins. „Und wären es nur hundert, die sich retten," sagte damals der Graf, „freue ich mich doch," und suchte auf privatem und öffentlichem Wege für den Verein zu wirken. Briefe und Abhandlungen wurden hin und hergetragen und Unterschriften gesammelt.

Summ, summ, ich komme vom Kirchhof hinter dem Jungfernfeld. Wollt ihr eine Geschichte hören, ihr

jungen Leute, als eine Grundlage der Behauptung des Grafen, dass Mässigung noththue, eine Geschichte, wie sie gewiss oft passirt, besonders in grossen Städten, wo der Teufel in beständiger Bewegung ist?

Diesmal handelt es sich um ein Moskauer Kind und die Eintagsfliege am Moskaustrom ist eine gar wunderbare Fliege, insofern sie ein zähes Leben hat. Sie hat keinen Namen, welcher andere Name könnte auch bestehen neben dem Tolstoi's, den ich zu meinem Thema gewählt. Nebenbei interessirt es auch vielleicht meine Leser, etwas über das Privatleben der russischen Kaufmannsjugend zu hören, und so beginne ich mit meiner Geschichte, die durchaus wahr ist.

Eine Spielschuld im Rausch.

Am 24. Dezember 1885 hatte im M.'schen Spital in Moskau eine Beerdigung stattgefunden und es war an dem Tage eine gewisse Aufregung sichtbar gewesen. Man flüsterte mit bedeutungsvollen Mienen. Man bemerkte Achselzucken, sogar Thränen und im Grunde genommen wusste Niemand eigentlich weshalb! Es war dies ein alltägliches Ereigniss, denn das betreffende Spital nahm nur schwer Erkrankte auf und der Leichenwagen rastete selten! Die Neugierde war heute hauptsächlich dadurch erregt worden, dass der Direktor eine so besondere Sorgfalt auf die Vorbereitungen der Ceremonie verwendete. Höchst eigenthümlicher Weise, da gewöhnlich das Scheiden seiner Pfleglinge ihn nicht mehr als nöthig beschäftigte und No. 17 zu ihrer Lebenszeit vor den andern Kranken nichts voraus hatte. Und nun wurde der Mann beerdigt, als wäre es der Direktor in Person.

Seit gestern war die Spitalkapelle besetzt, eine wahre Procession Neugieriger, Andächtiger! Auf einer Erhöhung, die mit einer silberbesetzten schwarzen Umhüllung umgeben, bewirkte der mit lila Atlas beschlagene Sarg das höchste Erstaunen bei den hier Heimischen. Solcher Anfwand schien ihnen festlich, ja fast eine Augenweide zu sein. Schöne Pflanzen und zahllose Kerzen auf hohen Leuchtern, umgaben das Gesicht des Verstorbenen mit einem Glorienschein, und dieses abgemagerte Gesicht mit dem langen, weissen Bart war hauptsächlich die Ursache, dass heute solch eine Bestürzung unter dem Dienstpersonal herrschte.

Wie ein Tropfen Wasser dem andern, ebenso ähnlich war der Hierliegende dem Bilde des Spitalstifters Jvan Michailowitsch M . . ., das im Reconvalescentensaal den Ehrenplatz einnahm. Die Priester kamen jedoch zum Tragen der Leiche, fünf Priester in vollem Ornat, von den Vorsängern begleitet, die sämmtlich geladen waren. Der Director liess nicht lange auf sich warten, sein Register in der Hand. Es war üblich, vor dem Schliessen des Sarges den Namen des Todten laut zu verkünden. Mit Mühe nur bewegte man sich in der Privatkapelle. Ein Jeder wollte zuerst das Geheimniss wissen, denn irgend ein Geheimniss waltete hier ob. Wie wäre es nur möglich, daran zu zweifeln. Die Gegenwart dieser fünf Priester und der Vorsänger, wenigstens 200 R. Ausgaben! hiess es in der Runde.

Der Director, ein harter, den Herzensregungen wenig zugänglicher Mann, schien dieses Mal doch gerührt zu sein. Auch er hatte eine Ueberraschung erlebt, als er in der Liste der Familiennamen geblättert hatte. Die Nummern der Kranken waren zur Haus-

ordnung sonst ausreichend. „Jvan Jvanowitsch, ehelicher Sohn des Jv. Mich. M. und der Marie Alexandrowa S., geboren zu Moskau . . . . .“ las er mit tonloser Stimme. Lautes Weinen folgte auf diese Mittheilung. Man traute seinen Ohren nicht. War es denn möglich? Der Moment zu Herzensergiessungen war jedoch ungünstig gewählt. Die Trauerfeierlichkeiten mussten ihren Gang gehen. Der Zug setzte sich in Bewegung in der Richtung des Kirchhofes hinter dem Jungfernfeld neben dem Alexis-Kloster. Die Glocken läuteten harmonisch und voll.

Da erinnerte sich die barmherzige Schwester, welche den Dienst innegehabt in dem Saal, wo der Scheidende gelegen, eines Heftes, dessen Blätter mit einer feinen, dichten Schrift bedeckt waren und das dem Kranken werth schien. Noch in seinem Todeskampf beschäftigte es ihn. Er suchte wiederholt unter seinem Kopfkissen danach. Da lag es gewöhnlich und oft schrieb er, noch kurz vor seinem Tode, einzelne Bemerkungen hinein. Das letzte Wort war Tolstoi!!! Die Schwester hatte das Heft, als die Agonie begann, in die kleine, weisse Kiste gelegt, die unter dem Bett eines jeden Kranken steht. Indem sie verschiedene Sächelchen des Dahingeschiedenen ordnete: eine kleine Pfeife, Karten, ein kleines Tintenfass und zwei Bilder in einem Saffianetui, die Eltern des Todten, überdachte sie so manches, was sich auf Nr. 17 bezog.

Es war am Vorabend des Weihnachtsfestes 1883. Da hatten ihn zwei Polizeidiener herbeigetragen. Ohnmächtig hatten sie ihn im Alexandergarten am Kreml gefunden. Beim Durchsuchen seiner Taschen fiel ihnen das unbeschränkte Aufnahmebillet in das M.'sche Spital

auf. Zu jeder Stunde und unter allen Umständen könne er kommen, stand darauf. Auf Grund dieser Spitalkarte ward er ohne weiteres in der heiligen Nacht angenommen. Schwester Anna hatte ihm die erste Pflege gespendet. Der Wehlaut, den der Kranke ausgestossen, als er zu sich gekommen war, verfolgte sie lange, sogar bis in ihre Träume. Viele Tage sprach er kein Wort. Nach und nach nur gestattete er der Schwester Anna einen Blick in sein Leiden.

Nie verlangte er irgend Etwas, stets war er zufrieden, oft sogar heiter. Mit seinem feinen Lächeln nahm er eine Cigarette oder sonst einen Leckerbissen von einem begüterten Bettnachbar an. Freiwillig erzählte er die im Leben erhaltenen allgemeinen Eindrücke, sprach über die Lehren, die man aus allem, was sich zuträgt, ziehen sollte; auch über die letzte Veränderung seiner Ansichten, über die zum Leben nothwendigen Existenzmittel, über Ertragen, über Tolstois Lehre.

Die barmherzige Schwester war jedoch überrascht über seine vollständige Kenntniss des innern Spitalbaues. Das Uebel, woran er litt, liess ihm freie Tage und er benutzte dieselben und lief im Hause herum, von Niemand belästigt, aber stets tief traurig und nachdenklich herumschauend.

Schwester Anna hatte die No. 17 geliebt mit einer barmherzigen Christenliebe, die vor einem grossen Unglück steht. Stundenlang, wenn es ihr Dienst erlaubte, hatte sie mit ihm geplaudert. Ein Jeder brachte Erinnerungen hervor und tröstete sich gegenseitig. Nie jedoch sprach Ivan Ivanowitsch unmittelbar über sich und es hätte einer erfahreneren Zuhörerin bedurft,

als der Schwester Anna, um in ihm den Helden des Dramas zu suchen und zu vermuthen, dessen Lösung die Menge in Erstaunen gesetzt.

Während man No. 17 dort unten auf dem Alexis-Kloster hinter dem Jungfernfeld zu Grabe bettet, zog die barmherzige Schwester das Manuscript aus der kleinen Holzkiste und las, was folgt:

Moskau, 26. Juli 1854.

Ich würde keinen Glauben Dem schenken, der das von mir hier Niedergeschriebene erzählen wollte. Von jeher gab es ungewöhnliche Dinge, die, sobald ihrer Erwähnung gethan, Lächeln des Zweifels hervorrufen. Wenn ich dennoch heute dieses Tagebuch beginne, so ist es, weil auch mir etwas Aussergewöhnliches begegnet ist. Um mich jedoch dem Mitleid nicht auszusetzen, will ich alle mögliche Vorsicht gebrauchen, damit diese Blätter erst nach meinem Tode gelesen werden können.

Derjenige wäre schön empfangen worden, der mir gesagt hätte, dass der Gedanke je in mir aufsteigen würde, meine Erlebnisse zu Papier zu bringen; und mit Recht, denn ich erinnere mich nicht, vor dem heutigen Tage je eine tiefgehende Empfindung in mir entdeckt zu haben. Ich hätte mich deren geschämt. Besitzt man hinreichende Mittel, sich das Leben bequem zu machen — wozu sich mit Denken plagen? Das kommt den armen Teufeln zu! Was mich anbelangt, so war mein Pflaster golden und mein Herz, wenn es überhaupt vorhanden, bombenfest.

Früher als sonst bin ich heute aufgewacht. Ganz

gegen meine Gewohnheit empfand ich ein Verlangen nach Einsamkeit. Nachdem ich nachdenklich das Frühstück eingenommen, verliess ich die Stadt. Ich ging zwecklos ins Blaue hinein, zahllose Cigaretten rauchend, von den verschiedensten Ideen befallen, die einen verfolgend, andere verwerfend, unruhig, nervös.

Auf einmal macht mich der Schall einer Glocke erbeben. Langsam und klagend ertönte sie, als ob ihr metallener Mund den letzten Seufzer eines Sterbenden begleite. Durch dieses melancholische Läuten belästigt, summte ich ein Zigeunerlied, horchte jedoch aufmerksam auf, um die Melodie, die mich langweilte, zu beendigen, sobald die Glocke sich nicht mehr hören lassen werde. Des Wartens überdrüssig, ging ich weiter querfeldein, verfolgt von diesem Wehelaut, der wie ein Abschiednehmen klang.

Wo mag er wohl hingehören, den man da beerdigt? fragte ich mich. Diese herzergreifenden Töne sind immer dieselben, ob man reich oder arm ist, und wieder beginne ich ein gestern im Café chantant gehörtes Couplet zu summen und wieder schwieg ich, während die Glocke immer weiter klagte. Wie ich mich auch gegen sie wehrte, sie blieb die Stärkere.

Nun bleibe ich stehen, bewegt, ja gebannt von diesem Sterberuf. Ich wehrte nicht mehr der Gedankenfluth, die auf mich einstürmte. Fast mit Genuss erfasste ich die Unendlichkeit der Idee, dass man in einer Sekunde vom Bekannten ins Unbekannte eingeht. Plötzlich, ohne irgend einen Uebergang rief ich aus: „Wie wird mir? Wozu mich so quälen?“ Und zum dritten Male versuchte ich mich zu zerstreuen. Ich

pfiff ‚la donna è mobile‘ und hörte auch wieder auf! Da war es, als verstärke der Luftzug den Glockenton. Die Empfindung bemächtigte sich meiner, als ob der Todte erwache, um mir rasch das Geheimniss dieses dunkeln Schrittes anzuvertrauen. Ist es ein Versinken — oder der Weg nach Oben? Nun horchte ich auf, verstehe aber nichts. Diese Sprache ist mir fremd. Und wieder ging ich weiter, den Kopf gesenkt. Ich weinte, ich betete — warum? Meine Seele suchte den Schöpfer. Läute, läute! Rufe die Ueberfülle der Menschen zu Dir! Deine Stimme ist eine Bitte, Dein Schrei eine Warnung der Ueberlebenden. Wie ein Erkennen wirken die Glockentöne auf mich. Ich dachte nach. Alle in meiner Familie vorgekommenen Todesfälle traten in meine Erinnerung. Ich versuchte es, mich in die damals empfundenen Gefühle zurückzuversetzen. So wie ich zu jener Zeit den Klang der Todtenglocke in mich aufgenommen, war es heute nicht. Es war jetzt anders um mich bestellt — ganz anders!

Und weiter ging ich über das Feld hin und je mehr ich ausschritt, je näher schien das Läuten zu sein. Von Zeit zu Zeit war es wie ein Sturmrufen, wie ein Untergehen, wie ein nochmaliges Sterben! Ich bebte und senkte den Kopf tiefer. Da lief ich der Stadt zu, von dem dringenden Wunsch beseelt, den Namen des Verstorbenen zu erfahren. Wie wahnsinnig schlug die Glocke nun. Ich eilte vorwärts. Werde ich noch vor dem Schliessen des Sarges ankommen?

Indem ich so mit mir selbst rede, erreiche ich die Stadt; die Kirche, wo geläutet wurde, war die

erste auf dem von mir eingeschlagenem Wege. Nun raunte ich! Noch mächtiger wie auf freiem Felde schienen mir die Glockenklänge zu sein, dem Hämmern meines Herzens vergleichbar. Endlich bin ich zur Stelle! Athemlos lehne ich unter dem Portal. Es ist, als komme ich von einer weiten Reise. Ich bin ausser Stande, meine Empfindungen zu fassen. Einer höheren Macht folgte ich, denn Beerdigungen widerstrebten von jeher meiner herzlosen, gleichgültigen, ja grausamen Natur.

Die Kirche ist mit armen Leuten überfüllt. Ganz vorn, beim Hauptaltar, steht der Sarg auf einer mit einfachem schwarzen Tuch behangenen Erhöhung. Auf beiden Seiten vier brennende Kerzen! Ein kleiner Kranz aus lebenden Blumen zu Füssen der aus weissem Holz gezimmerten Bahre. „Ein Armer," dachte ich. Sonderbar, wozu trieb es mich hierher? Zwei ältliche Leutchen, ein Mann und eine Frau, bildeten das Gefolge des Todten.

Der Priester sagte mit schläfriger Stimme die Gebete her. Ich hatte mich von dem schnellen Gehen etwas erholt und versuchte es, mir Vernunftgründe einzureden. Zurück wollte ich nicht. Der Sitte gemäss traten die Anwesenden vor, die Leiche zu küssen. Auch ich wollte sie wenigstens sehen. Dazu war ich ja gekommen. Langsam trete auch ich näher und — o Entsetzen — der da lag war mein Vater, den ich schon vor längerer Zeit wegen einer Spielschuld, im Rausch unterschrieben, gekränkt und dann verlassen hatte. Niedergeschmettert fiel ich auf die Decken, die Augen des Leichnams waren nicht ganz geschlossen. Ein letztes Mal sah ich den kalten spöttischen Blick

meines Erzeugers. Diese unerbittlich kalten Augen hatten mich vom Hause verjagt.

Sachte legte ich mit Hülfe unserer zwei Dienstleute den Deckel auf den Sarg und der kleine Zug setzte sich in Bewegung, von dem Läuten der Glocke begleitet. Der Schall schien mir verändert. Es war kein Rufen mehr, kein Klagen. Hell und scharf schwebten die Töne im Raume. Dieses Mal verstand ich ihre Sprache und senkte den Kopf tiefer.

Es ist spät Abend und ich schreibe die Eindrücke dieses Tages auf. Zum ersten Mal in meinem Leben denke ich ernstlich der Zukunft. Ich bin der alleinige Erbe — reich — frei. Trotzdem nagt ein Wurm mir am Herzen. Er starb ohne mich zu segnen. In acht Tagen wird das Testament geöffnet. Es enthält gewiss ein letztes Abschiedswort und gespannt erwarte ich den Notar.

Die Woche will kein Ende nehmen! Ich thue, als sei ich ruhig und gleichgültig, bin aber weit davon entfernt. Die Zeit vergeht jedoch mit dem Empfangen zahlloser Besucher. Die Stadt Moskau hat mir sogar eine Deputation gesandt, um die von meinem Vater inngehabten Ehrenämter auf mich überzutragen. Ein Jeder bemüht sich, den Unterthänigen zu spielen. Aber eine geheime Angst überkommt mich, trotzdem man allgemein in mir den Universalerben des Iwan Michailowitsch sehen will.

Die Geschichte unseres Auseinandergehens ist eine traurige. Der Tod behielt Recht und ich w[illegible]nde mich, von seiner Majestät niedergeworfen, beschämt, dass ich noch athme. Bereits seit zwei Jahren Student, suchte ich, wie so viele gleich mir, eine Stellung aus

dieser Lebensweise zu bilden, die das Nichtsthun bis zu einem gewissen Grade gestattet. Meine Bücher galten Nichts. Ich lebte in den Tag hinein, die hohe Rente, welche mir mein Vater grossmüthig zur Verfügung stellte, vollauf geniessend und vergeudend.

Er war einer der reichsten Kaufleute Moskaus und glaubte sich vom Schicksal begünstigt bei dem Gedanken, einen Sohn auf der Universität zu haben und zu sehen, wie er im Begriff war, ein Barin (Herr) zu werden. Er war ganz und gar damit einverstanden, mir das Leben leicht und bequem zu machen. „Benutze den Schweiss meines Angesichtes, mein Sohn," sagte er oftmals in seinen langen grauen Bart hineinlächelnd; „doch spiele nie, ich warne Dich im Voraus, denn bei der ersten Spielschuld wendet sich Dein Vater auf immer von Dir ab.

Diese Drohung verhinderte nicht, dass er der beste Vater war, und obgleich er ausser den einfachsten Speisen und Kleidern gar keine Bedürfnisse hatte, freute ihn mein zur Schau getragener Luxus und oft drückte er beide Augen zu, wenn mein Benehmen und meine Ausgaben die Grenzen zu überschreiten drohten.

Im dritten Jahre meiner Studienzeit holten mich eines Abends zwei meiner Kameraden ab, um, wie sie lächelnd sagten, einer sonderbaren Parthie bei dem Grafen K. beizuwohnen. Beide waren kleine Edelleute, die meine Börse öfter in Anspruch nahmen, was ich natürlich fand. Damals waren noch, besonders in Moskau, die verschiedenen gesellschaftlichen Klassen sehr getrennt, denn der Kaufmannsstand fing erst an, sich zu civilisiren, und ich fühlte mich desshalb von

der Einladung schmeichelhaft berührt. Tags zuvor hatte mir mein guter Vater eine runde Summe geschenkt.

Auf eine höfliche Einladung des jungen Grafen nahm ich am Spieltisch Platz und das erste Kartenspiel verschlang die erwähnte Summe. Um sie zurückzugewinnen, lieh ich den gleichen Einsatz von meinem Nachbar, der Betrag wanderte augenblicklich in seine Tasche zurück. Ausser mir unterschrieb ich einen Wechsel, dessen Betrag mein jährliches Einkommen überstieg und erst nachdem ich noch diese Summe verloren, ging ich bei Tagesanbruch heim. Jetzt erst gedachte ich der Drohung meines Vaters! Und in der That, er war unerbittlich!

Auf alle meine Beweggründe, auf alles Flehen hatte er nur eine Antwort: „Klopfe Steine, wenn Du Hunger hast.“ Sein hartes, kaltes Auge verfolgte mich, als ich bereits die Thür hinter ihm zugemacht hatte.

Seit jener Zeit habe ich meinen Vater nicht wiedergesehen, da er einen entfernten Stadttheil bewohnte und das asketische Leben der Altgläubigen führte. Wir hätten lange Jahre in derselben Stadt leben können, ohne uns zu begegnen. Die Todtenglocke rief mich zu ihm und liess mich meine vergeudete Jugend und meine Charakterschwäche bereuen, die Folgen meiner moralischen Haltlosigkeit. Ich musste sühnen, denn zur jetzigen Stunde weiss ich, was mir fehlte. Die wenigen Minuten am Sarge meines Vaters machten mich hellsehend.

* * *

Das Testament des Millionärs.

An die Luft gesetzt! Auf's Pflaster verstossen, ich der einzige Sohn des reichsten Mannes Moskaus! Soeben verliess mich der Notar. Ich bin enterbt! — Sogar das Haus, das seit zwei Jahrhunderten meinen Namen trägt, soll mit Allem, was drum und dran ist, den Armen der Stadt zukommen. Vierzehn Millionen Rubel Kapital dazu! Eine lebenslängliche Rente ist für die beiden alten Diener ausgesetzt. Ich allein bin übergangen. Nicht einmal ein Wort, ein Gruss!

Und wie in Blut getaucht erscheint mir mein Gehirn in jener fatalen Nacht, als der Wein und die Karten mich in ihren Klauen hielten und vergessen liessen, was der Menschen höchstes Gebot sein sollte: Mässigung! „Geniesst, aber missbraucht Nichts!" sollte eine Religionslehre sein, ein Gebot, das nächst dem Vaterunser die Mütter neben dem Bette des Kindes ihm vorsagen sollten als Grundbegriff des Lebens! Und es überkam mich zum ersten Mal ein böses Gefühl der Schwäche meinem Erzieher gegenüber. —

Was thun? Was werden? Womit sollte ich meine Tage ausfüllen? Seitdem das Testament eröffnet ist, kommt selten Besuch, und Diejenigen, welche kommen, scheinen verlegen zu sein. Die Stadtzeitung hat sich der Sache bemächtigt und nichts verschwiegen. Die unbedeutendsten Ereignisse aus unserm Leben werden ihren Lesern mitgetheilt. Der Artikel trommelt meine Gläubiger zusammen. Die Unterthänigkeit hat der Frechheit Platz gemacht.

Die Verdienste meines Vaters scheinen meine Nichtigkeit noch heller hervortreten zu lassen. Der

kleinste Händler sieht in mir einen Heruntergekommenen und lässt es mich fühlen. Ich muss nach und nach meine Werthsachen verkaufen; die Kleider und Waffen etc. werden wohl folgen und die Stunde muss kommen, in der ich mich nach einem Mittagbrot umsehe!

Heute soll unser Name von der Front unseres Hauses genommen werden und durch die Worte „Armenspital“ ersetzt werden. Das ist ein zweites Dahinsterben des Alten, denn ‚Vater‘ will ich den bösen Menschen nicht mehr nennen! Es bemächtigt sich meiner ein wachsendes bitteres Gefühl. Meine Lage scheint mir der Eltern Werk zu sein. Warum hat man mich nicht strenger erzogen? Warum liess man mir freie Hand, ohne den Charakter gestählt zu haben? Ja, warum?

Ich lache mich nun selbst aus, wenn ich der Rührung gedenke, als ich dem Glockenruf folgte und zur Kirche eilte und klagend an dem Sarge zusammenfiel. Wozu? Geld war ja wie eine Kruste um meine Liebe gewachsen. Meine Kindheit, meine Jugend sind zerstoben mit allem, was einst Gutes an mir war! Ein Gedanke nur ist in mir wach, der letzte Blick meines Erzeugers und dieser sein Blick wird mich zeitlebens verfolgen.

Seitdem man weiss, dass ich verarmt, ist der Kreis meiner Freunde viel enger geworden. Es giebt sogar solche, die auf die andere Seite gehen, wenn sie mich von weitem erblicken. Unwillkürlich ziehe ich dann meinen Kragen höher und beschleunige meine Schritte. — Die Armuth tritt an mich heran. Allerlei Kniffe, die nicht vom reinsten Wasser sind, helfen

mir manchmal über den Monat hinweg. Jeden Tag sage ich mir, dass es ein schlimmes Ende mit mir nehmen wird, wenn ich mich nicht ermanne. Der Schnaps, zu dem ich in Ermangelung des früher bevorzugten Champagners greife, wiegt mich an manchem Abend ein. Heute habe ich einige Rubel mit dem Verkauf meiner Papiere erlöst. Ich ging in derselben Stunde aus, um ein M.'sches Spitalbillet zu nehmen. Wer weiss? Ich sterbe dann wenigstens in dem Hause meiner Väter. Das bleibt mir dann von den Millionen: eine ruhige Todesstunde!

* * *

Moskau, 1870.

Was mag wohl die Ursache gewesen sein, dass ich seit fünfzehn Jahren es unterlassen habe, meine Eindrücke niederzuschreiben? Heute Morgen beim Erwachen war es mir zu Muthe wie damals, als die Glocken mich ins Freie und zur Beerdigung meines Vaters riefen.

Bin ich es wirklich? Der kleine Spiegel über meinem Tische zeigt mir das Bild eines Greises. So war mein Vater mit sechzig Jahren und ich bin erst vierzig Jahre alt! Unglücklich bin ich eigentlich nicht. Ich wohne bei unsern zwei alten Dienstleuten und fühle mich wohl bei ihnen. Sie haben verschiedene Gegenstände, die bei uns einst in den Vorzimmern standen. Besonders rührt mich eine Schwarzwälder Uhr mit einem Kuckuck. Wie viele Bücklinge machte ich vor ihm, wenn er aus dem Kasten kam und rief: ‚Kuckuck!‘ Am Fenster hängt auch ein Käfig. Ich

erhielt ihn in meinem zehnten Jahre. Der Käfig ist ausgebessert und mit Bindfaden befestigt. Der Vogel ist ein anderer. Doch wie frisch ist meine Erinnerung an das Vergangene!

Wird man es glauben, dass ich seit fünfzehn Jahren Arbeiten für das Bürgermeisteramt abschreibe und dass mich diese Beschäftigung ernährt? Und ich monatlich ins M'sche Spital zahle! Mancher an meiner Stelle hätte es gewiss anders angefangen als ich. Im Grunde genommen hätte ich ja auch meine Lage vortheilhafter gestalten können. Ich selbst habe sie mir zu einer nothdürftigen gemacht, ich weiss nicht, ob aus Trägheit oder aus natürlicher Neigung. Das Resultat ist, dass ich mich wunschlos fühle. Das Verlangen nach Besitz habe ich verloren und zwar an dem Tage, als ich begriff, dass des Leben an und für sich den Reichthum ausmacht und dass Nichts in der Welt die Möglichkeit bietet, den Werth dieser Gabe zu erhöhen!

Seitdem gedachte ich eines alten Soldaten, der früher regelmässig zu uns kam, seinen Wochenalmosen zu holen. Er erzählte mir einmal seine Lebensgeschichte. Auch er war begütert gewesen. Ganz genau erinnere ich mich, dass das Bekenntniss dieses Mannes nicht den geringsten Eindruck auf mich gemacht hat. „Ihm ist so Etwas passirt?" dachte ich. Er schien mir durchaus nicht bedauernswerth, war stets heiter und anständig und man hätte ihn für durchaus glücklich halten mögen.

Wenn ich mich in meinem Wagen ausstreckte, der mit Vollblutpferden bespannt war, und er gerade um die Ecke kam, sah er mich fein lächelnd und voll

Mitleid an. Heute erröthe ich darüber — damals galt mir sein Blick wenig.

Oft frage ich mich, warum eigentlich mein Kopf keiner anstrengenden geistigen Arbeit fähig ist? Meine Erziehung muss Schuld daran gewesen sein! Nie hat man irgend eine Anstrengung von mir gefordert. Bei reichen Leuten vollführt sich jede That instinktmässig, um so trauriger, wenn es eine schlechte ist. Das Nachdenken kommt nachher. Oft findet man es überflüssig. Das Alles ist gemein und ich bin froh, nicht mehr die Möglichkeit zu haben, in diesem moralischen Schlamm zu waten.

In der ganzen Stadt sind keine zehn Menschen mehr, die eingestehen, mich gekannt zu haben. Wären die Kinder unseres alten Dieners nicht, ich wüsste nicht, wo ich die Feiertage zubringen sollte. Die Armuth hat uns so nahe gebracht, dass es mir vorkommt, als gehörte ich zu ihnen. Es kommt nicht mehr vor, dass ich mich gegen mein Schicksal auflehne. Ist es ein erworbenes Verdienst oder die Gewalt der Dinge? Mein Leben erscheint mir sanft, und noch ein Wunsch beseelt mich, gesund zu bleiben und kein Aergerniss zu geben.

Es erscheinen in der letzten Zeit kleine Skizzen von Leo Tolstoi, die mir zum besonderen Trost gereichen. Ueberall finde ich der Menschen Elend mehr oder weniger selbst verschuldet, und doch sind es wenige Ereignisse in unserer Laufbahn, die von unserer Wahl abhängen. Tolstoi ruft ein warnendes ‚Halt!‘ in die Masse hinein. Möchte es ein Echo finden unter denen, die wie ich es einst übertrieben und den gefüllten Becher im Uebermuth haben überlaufen lassen!

Das Ende.

Weihnachtsmorgen! Und ich bin in unserm Saal, wo es einst so freundlich aussah an diesem Festtage! Nun bin ich im M.'schen Spital. Mit Mühe schreibe ich diese Zeilen, Thränen verschleiern meine Augen. Heute Morgen beim Erwachen habe ich das Christusbild erkannt, das oben in der Ecke des Saales hängt, wo ich liege. Meine Mutter hatte es mir zu meinem Geburtstage geschenkt und es ist mehr als wahrscheinlich, dass man seither nicht daran gerührt hat. Sie hatte es mit festen Häkchen und Drath befestigen lassen. Die schwere Vergoldung des Plafonds verräth sich noch unter dem dicken Kalkanstrich des Spitals. Mein Vater liebte besonders diesen Raum; an Regentagen ging er hier spazieren. Selten kamen Fremde zu uns, manchmal jedoch Künstler, die er königlich bezahlte.

Die dreissig in meinem kleinen Zimmer verlebten Jahre haben mir die Vorliebe für grosse Gemächer genommen. Ich begreife nun, dass das eigene Ich sich darin verliert und zwar so, dass man sich ganz nie wiederfindet. Das körperliche Auge legt dem geistigen sein Maas an, verliert sich in die Weite und zersplittert seine Kräfte!

So wie ich es nur vermag, werde ich die Runde in unserer einstigen Wohnung machen. Wie viele Erinnerungen! Die Standuhr ist die alte — ich habe ihren Schlag erkannt! Wie früher schnurrt sie. Und wieder sage ich mir, dass der Reichthum den Menschen vereinsamt, die kleinen Wonneempfindungen gehen verloren. Wie sollte man auch Genuss im Betrachten

einer Blume suchen, wenn auf Schritt und Tritt eine Marmorsäule Dir im Wege steht. Vor lauter Bäumen sieht man den Wald nicht.

Die barmherzige Schwester, welche die zwanzig Nummern in ihrer Pflege hat, verbringt hie und da ein Plauderstündchen mit mir. Auch ihre Vergangenheit scheint ereignissvoll gewesen zu sein. Man braucht sie nur einhergehen zu sehen und mit den Aerzten sprechen zu hören, um zu errathen, woher sie stammt.

Und sollte man es für möglich halten, dass ich einst empört war, weil mein Vater sein Vermögen den Armen vermachte? Jeden Morgen beim Erwachen betrachte ich die langen Reihen der Betten zu beiden Seiten des Saales, den ich bewohne. Und es sind fünf solcher Säle, die kleinen Räume nicht gerechnet! Wie viele Schmerzen werden hier erleichtert! Bei wie Vielen wird dafür gesorgt, dass sie nicht auf der Strasse sterben!

Da sind Kranke, welche sich bekreuzigen, wenn sie an dem Bilde Iwan Michailowisch' im Reconvalescentensaale vorübergehen. . . .

Heute habe ich so recht den Kopf dieses Altgläubigen betrachtet. Welch ein ausdauernder Fanatismus liegt darin. Hätte dieser Mann seinen Sohn nach seinen unerschütterlichen Grundsätzen erzogen, stände es besser um mein Schicksal. Die Verweichlichung neben seiner Unkenntniss der Verhältnisse konnten nur ein Halbding erzeugen.

Schwester Anna hat heute geweint. Der Anblick fremden Elendes, das fast stündliche Sterben hier haben also keine Macht über ihr eigenes Weh!"

— — — — — — — — — — — —

Mit diesen Worten schloss das Tagebuch der No. 17. Schwester Anna legte das Heft weg und kniete nieder. Beten wollte sie für des Verstorbenen Ruhe. Auch sie hatte schweren Kummer erfahren. Das Leben war zum Verräther an ihr geworden und allein stand sie, verlassen!

Dort, hinter dem Jungfernfeld singt eine Nachtigall und erzählt von denen, die Friede auf Erden gefunden, weil sie Mass hielten.

XXXIII.

Der Philosoph und der Spiritist.

Im ‚Budilnik‘, dem russischen Kladderadatsch, erschien vor einigen Jahren das Bild des Grafen Tolstoi als Carricatur, wie er einen Tropfen Tinte aus seiner Feder in ein Theerfass fallen lässt. Auf dem Tropfen stand ‚Philosophie‘.

Es wäre lächerlich, wollte die Eintagsfliege, die es nur übernommen hat, kleine Streiflichter zu der Kenntniss des Grafen zu liefern, sich auf das Gebiet der Philosophie wagen. Umwandlungen in den Ansichten eines Menschen und die damit verbundenen Folgen im Gebahren desselben beruhen meistens auf Prüfungen des Lebens, die ihn dazu brachten. Ist dann ein wirklicher Reichthum an Ideen und Talent

vorhanden, so bildet sich der Schriftsteller von selbst heraus. Und so war es bei dem Grafen.

Aber die Vielseitigkeit seines Denkens und der Mangel an tieferen Studien machen einen unzuverlässigen Philosophen aus ihm und das fühlt die Menge. Ich meine es so: Ein Philosoph ist ein Ganzes. Ich stelle ihn mir wie ein hässliches Götzenbild vor mit ausgestochenen Augen, auf derselben Stelle stets festsitzend, als ein Wesen, das mit ausgestreckten Armen Alles an sich zieht, was in seinen Bereich kommt und zermalmt und auffrisst — ein Totalmensch!

Und sieh da — der Graf sitzt gar nicht fest! Sein Piedestal ist eine Jakobsleiter, auf der er Gymnastik macht. Er sitzt oft ganz oben und drückt den Daumen gegen das Himmelszelt, wenn es nöthig ist. Als Romanschreiber und Poet macht er dann ein Saltomortale zwischen Himmel und Erde. Und endlich kommen Tage, wo er wie Jakob unten liegt, einen Stein unter dem Kopfe, als Philosoph. . . .

Da es ihm aber auf der Erde, trotz des Steines, gefällt, so möchte er die Philosophie als Steckenpferd gebrauchen. Aber sein Pegasus ist nicht zuverlässig! Diejenigen jedoch, welche diese Tendenzen ins Lächerliche ziehen, sind ebenfalls im Unrecht. Der Graf sucht nach Licht und Wahrheit. Seine Absicht ist gut, er verficht dabei die Ueberzeugung, dass die Menschen einer Umwandlung ihrer Lebensweise benöthigen. Die Menge aber versteht das falsch und meint, er wolle den Rückschritt der Civilisation! „Erfindet, lernt, vervollkommnet Euch, aber werdet einfach wie die Kinder.“ Es sind dies Gegensätze, denn nun kommt die Industrie und ruft: „Wohin mit

unserer Produktion, wenn man nur einen Schafspelz als Kleidung und Lagerstätte braucht?" Und in dem Gefolge der Industrie erscheinen Künste und Gewerbe. Es aber allen Recht zu machen, wie soll man es beginnen? Daher das letzte Wort des Grafen: Abwarten, nicht eingreifen, sich gedulden, der Ereignisse, die wie die Naturbegebenheiten sich von selbst kund thun müssen, still harrend! Man soll nur das im Auge haben, was der Tag, die Pflicht und die Nächstenliebe augenblicklich von uns fordern.

„Ja, aber gerade dazu braucht man Geld," höre ich sagen. Und ich dumme Fliege antworte laut: „Nein." Hier ist der Graf im vollen Recht. Obgleich seine eigene Familie und er und ich nicht nach diesem Grundsatz gehandelt haben und handeln, so liegt doch eine tiefe wahre Lebensweisheit in dieser Behauptung. Man fühlt, dass sie ein Lebensprinzip ist, ein Stern des Erlösers für unsere Sorgen, unseren Ehrgeiz, unsere Eitelkeit, unseren Hochmuth, und man begreift leicht, dass das Götzenbild auf seinem Platz mit ausgestochenen Augen und dem riesigen Nabel auf dem Bauch so zufrieden aussieht. Die Philosophie ist die Wiege des Entsagens, nur legt man sich erst hinein, wenn man alt ist! Nun sehe ich aber nicht ein, warum man es gerade dem Grafen verargt, dass er so spät zum Wickelkind geworden — zeigt mir doch junge Philosophen! Was man in der Jugend Anlagen nennt, werden erst mit den Jahren Tugenden.

XXXIV.

Lwow, der Spiritist.

In Moskau starb im Jahre 1886 der bekannte Spiritist Lwow. Aus einer der ersten Familien Russlands stammend, sehr reich und von der feinsten Bildung, nahm er eine hohe Stellung in der Moskauer Gesellschaft ein. Er war ein vollendeter Weltmann, aber dumm wie der Teufel. Seine Marotte war der Spiritismus und mit offenem Mund sass man da, wenn er darüber sprach. Es fanden Sitzungen in seinem Hause statt, die von klugen, bedeutenden Personen aller Stände besucht waren. Lwow will ihnen die ganze Himmelsgallerie von Adam, geschweige denn die kürzlich Verstorbenen herbeigezaubert haben. Dass Tische, Schränke, ja sein Klavier wie Gummibälle in seinem geheimnissvollen Cagliostro-Kabinet auf- und niederflogen, ist eine Nebensache. Ein altes Fräulein wollte sogar den nie vorhanden gewesenen Bräutigam im Halbdunkel zu ihren Füssen gesehen haben.

Und Lwow sprach wieder eines Abends und ich sah ihn an und sagte: „Er ist toll.“ Doch gerade an jenem Abend — es war im März und es stürmte vor lauter Frühlingslust — entspann sich ein Gespräch über den Tod. Der Graf hat eine besondere Angst vor dem letzten Schritt. Ich glaube nicht, dass er hingehen wird wie das Abendroth: sanft und leise — nein! Ein Schrei wird ertönen, als krache die Erde, die ihn fordert und der er so sehr angehörte. Das wird sein Hingang sein. Uebrigens seht in seine Werke, lest die Erzählung ‚Der Tod‘, wo er das Sterben

grell beleuchtet. Das Hinaustreiben der Seele aus dem Körper wird zu Geburtswehen unter seiner Feder und seiner Angst. Vielleicht hat er auch Recht — Sterben heisst ja Erstehen durch Tod zum Licht!

Und all diese Gedanken summte die Eintagsfliege vor sich hin, als an jenem Abend Tolstoi und Lwow über den Sensenmann sprachen. Lwow behauptete, Niemand stürbe, und er war überzeugt, dass er nach drei Tagen schon in seinem Kabinet eine Cigarette rauche, ungesehen, aber alles sehend, dass der Moment des Sterbens nichts Schreckliches haben könne. Dann machte er eine kleine Pause und rührte lächelnd den Zucker in dem Theeglas um. Ich sass neben ihm, der Graf auf der andern Seite. Ganz unerwartet sagte er plötzlich im elegantesten Französisch: „Mde. Seuron, Sie sind Zeuge, dass ich heute den Grafen einlade, womöglich einst meiner Sterbestunde beizuwohnen, um ihm zu beweisen, dass der letzte Schritt ein Normalzustand ist, wie das Einschlafen."

Summ, summ, dachte die Eintagsfliege, Du kannst warten. Der Graf ist feig! . . .

Ich ging in mein Zimmer. Es war ½12 Uhr und ich legte mich zu Bett. Der Wind heulte wüthend. Man hörte etwas wie Kanonenschüsse ab und zu durch die Nacht donnern — es war der Eisgang auf der Moskwa! Dann fährt Lwows Equipage vor und ich denke in meinem Sinn: Möchte es doch sein Coupé sein; er wird sich erkälten! — Er war nämlich schlank und zart von Wuchs, aber wie schön! . . .

Den folgenden Tag führte mich ein Gang den Smolensk-Boulevard entlang, an Lwow's Haus vorüber. Ich war schon an dem Portal vorbeigegangen, als ich

zwei Traber vorfahren hörte, das Zuschlagen der Portière und Lwow's Stimme: „Ausspannen!" Des Grafen Haus liegt unweit davon und wir erfuhren am selbigen Abend, Lwow liege zu Bett. Den folgenden Tag hiess es, er sei schwer krank, und am dritten Tage gegen Sonnenuntergang liess er den Grafen zu sich bitten. Aber der Graf ging nicht. „Ach! ach!" sagte er und hüpfte von einem Bein auf das andere. Das war ein Charakterzug — er wollte es nicht wissen, er wollte es nicht glauben, er wollte es von sich schieben das Sterbensehen. Er versteckte sich wie der Strauss im Sande, legte die Pranken vor die Augen wie der Bär, der den Todesschuss nicht sehen will. Und erst als man sagen liess, Lwow sei gestorben, entschloss er sich und stand eine kurze Weile vor der noch warmen Leiche. Das war Alles wie ein Wunder vor sich gegangen nach dem Abendgespräch vor drei Tagen. Er starb an Lungenentzündung. Lwow hatte sich dabei doch erkältet nach dem Thee. Ich fühlte es voraus. Er wollte jedoch nicht das Bett hüten, liess sich aber pflegen, verlangte nach Doktoren, ermahnte die Seinigen, klagte nicht und verschied beim Abendroth sanft und leise, indem er seinem 16jährigen Töchterchen sagte: „Weine nicht, mein Kind, es ist dies der hehrste, schönste Moment meines Lebens. Auf Widersehen!"

Und da sass er todt auf einem niedrigen Sopha, in sorgfältiger eleganter Hauskleidung, ein weisses seidenes Tuch um den Hals — wie ein Reconvalescent und nicht wie ein Gestorbener sah er aus, den Kopf leicht auf die Seite geneigt, die gefalteten Hände auf dem Plaid, der seine Knie bedeckte. Still war es

um ihn, als fürchte man ihn noch im Tode zu erschrecken.

Und es ging mir ein Etwas durch die Seele, das wie Geistererscheinung war. Ich begriff, dass der Mann da einer von denen sei, von denen die Schrift sagt, das Himmelreich gehöre ihnen. Seine Erzählungen, sein Glauben an den Spiritismus zerfielen wie Staub vor der Unerbittlichkeit des Todes.

Tolstoi sprach kein Wort über diesen Tod, wie er es überhaupt stets so einzurichten wusste, Alles zu ignoriren, was ihm lästig war. Charakterschwäche! Gut, gerecht und edel zu sein, gehörten bei ihm zur Arbeit, d. h. zum Ueberwinden seiner innersten Natur. Lwow erschien ihm schon deshalb uninteressant, weil er ihn für geistlos hielt und für einen Mann, dem das Aeussere wichtig erschien. Das war aber nicht der Fall. Lwow war elegant aus Instinkt, dann war er sehr reich. Seine Frau und seine Kinder, alle lebten auf grossem Fusse. Dessen ungeachtet war Lwow wohlthätig, ja wohlthätiger als Tolstoi, nur nach anderer Richtung.

Ferner glaube ich auch, dass Lwow's Tod den Grafen überrumpelt habe. Das Gespräch an jenem Abend war noch nicht bei ihm verdaut und schon war der besprochene Fall eingetreten. Tolstoi ist abergläubisch! Wie oft hat er seine Träume erzählt und mit Aufmerksamkeit zugehört, wenn irgend jemand eine Deutung fand. Er glaubt auch an's Kartenauslegen etc. Schliesslich war noch ein Etwas, was dem Todten in Tolstois Augen schadete. Frau v. Lwow hatte des Grafen Frau nicht ebenbürtig gefunden und sich hochfahrend in einer Gesellschaft gegen sie ge-

zeigt. Dieser Verkehr war also von vornherein unterminirt. Frauenhass ist mächtig.

„Lwow behandelt den Spiritismus als blosse Zerstreuung,“ sagte Tolstoi. „Um dieses Gebiet, das eine Zukunft hat, zu ergründen, müssen andere Fähigkeiten obwalten, als die in Lwow's Hirn als Atome hin und herflattern!

XXXV.

Eine Entdeckung.

Eins, zwei, drei, vier, noch ein bischen und es macht fünf! Mit einem gewissen, sichtbaren Wohlbehagen zählte der Graf fünf. Er hielt dabei den Athem an und zog den Rauch ein. Und wirklich, er hatte ein glänzendes Resultat aufzuweisen. Die Woche war nicht verloren. Der Weg zur Vollkommenheit ist mit Dornen gesäet, aber welche Befriedigung erwartet den Pilger an der Himmelspforte! Und dann soll es verschiedene Wege geben, die an's Ziel führen, und wenn man auf dem einen nicht rasch genüg vorwärts kommt, so sei es rathsam, Kehrt zu machen und einfach den nächstliegenden einzuschlagen. Man braucht es ja Niemandem zu sagen.

So auch obiges Zählen, das der Graf in einem Anflug von Kasteiungsbedürfniss sich als Erlösungsmittel ausgedacht hat. Denn Ihr müsst wissen, dass

der Graf Leo Tolstoi und der Graf Leon Nikolajewitsch Tolstoi zwei total verschiedene Grafen sind. Der Graf, welcher die Löcher seines Bussgürtels zählt und dabei den Rauch einzieht, das ist der Graf Leo — nämlich der Wundergraf, über den so viel hin und her gestritten wurde, von dem Niemand recht wusste, ob er ein Weiser oder ein Umnachteter sei. Und doch wie einfach war alles im Grunde genommen, so z. B. diese Bussgürtelgeschichte. Wer den Grafen in den achtziger Jahren auf einmal abmagern und seinen dünnen Ledergürtel in steter Bewegung sah, der hätte gar leicht die Ueberzeugung haben können, dass sei im Ernst auch einer von den Wegen zur Seligkeit, oder auch zur Berühmtheit! Manchem war es, als sei ein Humbug mit im Spiel, denn nach Willen und Bedürfniss konnte der Gurt hin und her geschoben werden. Da gab es fünf Gefühllöcher für Buss- und Bettage, dem Publikum zugänglich; auf der andern Seite fünf gastronomische Abzeichen, sogenannte Fresslöcher, von denen Europa nichts zu wissen braucht! Die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert.

Als Gegensatz zu Leo Tolstoi, den man als verschroben, halbverrückt erklärt, weil er ein Original ist oder vielmehr sich dazu gemacht hat, ist Leon Nikolajewitsch ein ganz anderer Mann, den gar wenige kennen.

Es geschieht manches Mal, dass er den Leo von sich wirft — den Schriftsteller, den Grafen, den Landmann, den Schuster, ja den Edelmann und Familienvater und einfach Er selbst ist. Denn er besitzt die Gabe, sich abzuschälen wie eine Zwiebel. Solche Tolstoitage sind nicht im Kalender angemerkt und es

ist gut, man könnte sonst an den Heiligen irre werden. Dann schlägt der Graf ein Rad über das andere und ist im Zweifel über seinen Stammbaum. Ein Menschenkind wie alle Andern! Sein Schuh drückt ihn, er zieht ihn vom Fuss und wäre es auch zu unpassender Zeit. So fand man eines Tages nach dem Essen allerlei Kleidungsstücke unter dem Tische an seinem Platze, Gegenstände, die ihm lästig geworden waren.

Diese Urgemüthlichkeit, während welcher er dann einen Rath von der Kinderfrau oder der Wirthschafterin oder dem Schäfer annimmt, ist sein Ruhepunkt und wer ihn nicht kennt, würde fast glauben, dies sei sein Normalzustand. Als ob er ganz allein wäre geberdet er sich, aber die in seine Nähe kommen, sind dann völlig von ihm unbeachtet. Es überkommt ihn etwas von einem Nachtwandler. Man fühlt deutlich heraus, dass nichts Gemachtes, nichts Falsches in solchen Momenten obwaltet. Der Graf bricht oft wie zusammen unter der Last dessen, was er vorgestellt hat und vorstellen musste. Nicht von aussen her dazu aufgefordert, sondern einfach in Folge seiner Berühmtheit, die er an solchen Tagen abgestreift hat, weil sie seiner innersten Neigung eigentlich zuwider ist. Es scheint dann, als liege er noch oben auf dem Mauervorsprung wie damals im Kaukasus, als seine Kameraden von einem L. T. vorlasen, der ein so schönes Buch geschrieben. Damals war der Graf 20 Jahre alt, heute ist er bald 70, aber dieser Neigung ist er treu geblieben — und das ist der Leon Nikolaewitsch, den die Journalisten heutzutage so quälen und denen er jetzt so einfach erscheint. — Trau, schau wem!

XXXVI.

Intermezzo.

Schon zwei Mal hatte der Zuchtochse trotz des Ringes in der Nase Unheil angerichtet unter der Heerde, und der Graf hatte dem alten Hirten gerathen, das Thier angebunden im Stalle zu lassen, bis die Brunstzeit vorüber sei; aber der Bauer hatte eine besondere Vorliebe für den braunen Stier, und wenn er brummte, schien es ihm, als bitte er, und stets band er ihn los, manchmal nachträglich, wenn die Kühe schon draussen auf der Weide waren.

So auch heute. Den Schwanz kerzengerade in der Luft, rannte er in kurzen Sprüngen dem Teich entlang, den Hügel hinauf, hinter dem Dorfe hin den Wiesen zu. Da aber Kinder auf dem Wege waren und einige Erwachsene, wurde es dem Hirten doch bang und er suchte den Ochsen wieder heimzutreiben. Gewöhnlich folgte dieser seinen Worten. Heute war er aber störrisch, und obgleich es gelang, ihn bis in die Nähe des Viehhofes zu bringen, hielt er beständig den Kopf vornüber und schielte von unten herauf.

Der Graf säete in der Nähe, stellte aber die Arbeit ein, um dem Hirten zu Hülfe zu kommen, denn das Gebahren des Stieres fiel dem Grafen auf und er hatte den alten Hirten lieb. Das Thier wollte aber nicht in den Stall zurück und als er sah, dass die Peitsche in Schwung kam — die russischen Hirten haben einen kurzen Stock mit einen 5 Meter langen Strick daran, und knallen damit, als wären es Schüsse

— stürzte er mit einem Satz auf den Hirten los und durchbohrte ihm den Leib. Der Stier wurde lammfromm nach der That und ging selbst in den Stall mit bluttriefenden Hörnern.

Es war keine Hülfe möglich. Die Eingeweide drangen heraus und der Graf stand bald neben einer Leiche. Der Hirt starb ohne Klage. Zu meiner Zeit wurde ein junger Hirt auf desselben Stieres Hörner aufgefangen und fortgeschleudert — erst dann verkaufte ihn die Gräfin! Man sprach übrigens wenig darüber, nur des alten Hirten gedachte oft der Graf.

In Jasnaja lebte und lebt noch eine hundertjährige Frau, Agaffia genannt. Sie bewohnt einen Raum neben dem Viehhof, den sie mit den Hunden theilt. Eine Legende und gleichzeitig der Hauch der Gegenwart umweht die Alte. Der Graf allein kann sagen, wer sie ist. Ich kann nur erzählen, was ich sah und was ich aus dem Munde der Frau selbst hörte!

„Ja, es waren damals andere Zeiten. Ihro Gnaden, der alte Fürst G., der Vater der seligen Gräfin Mutter, war ein Lebemann. Da ging es flott her. Theater wurde gespielt, eine eigene Hauskapelle hatte er — Diener und Köche und Jungfern und Näherinnen. Das Haus war damals anders belebt wie heute." So konnte die Alte von drei Generationen erzählen, dazwischen mischte sie französische Phrasen und geistreiche Bemerkungen, und wenn sie sagte ‚wir', so war damit die gräfliche Familie gemeint, und das ‚wir' war wohl auch die Schuld, dass die Alte in den Viehhof zog, als ein bürgerliches Mädchen des jetzigen Grafen Frau wurde.

Oft sprach ich mit der Alten, aber ihre Erinnerungen schienen mir nicht zuverlässig. Sie sprach von seidenen Kleidern, die sie einst getragen und dann wieder von Dienstleistungen zweiten Ranges. Ein Geheimniss oder nur eine Anhänglichkeit an die erste Kindheit des Grafen herrschte jedenfalls vor, denn wenn er die Alte besuchte, empfing sie ihn völlig gelassen in ihrem Gemach. Darin standen folgende Gegenstände: Ein russischer Ofen, ein Bett auf einer riesigen Kiste, Bänke, ein Tisch, Tröge für die Jagdhunde, die überall, sogar auf dem Bette lagen; einige Kleidungsstücke an den Wänden — und ein Schmutz! und ein Gestank! — Dann wieder ein schönes werthvolles Gottesbild in der Ecke mit einer silbernen Lampe davor! Der Graf bot ihr stets den Arm, wenn er ihr begegnete, oder wenn er sie ins Haus brachte, was selten geschah. Die Gräfin liebte sie nicht, wie begreiflich wegen des ‚Wir‘.

Es war einst eine Gräfin, eine Verwandte, in der Familie ermordet worden. Dieses Ereigniss verwechselte sie mit den andern Todesfällen, so dass man nie recht wusste, von wem sie sprach. Aber doch hörten ihr Alle gern zu. In dem Zimmer, das ich bewohnte, hing ein grosses Gottesbild. Es war so gemalt und gehängt, dass die Augen den Beschauer immer verfolgten, wo man auch im Zimmer stand. Eine Tante fiel vom Stuhl, als sie die Lampen davor anzünden wollte und starb in Folge dessen.

Kurz Agaffia machte mir von Zeit zu Zeit einen Staatsbesuch und erzählte mir dabei Allerlei. Der Graf war ihr Liebling. „Er war ein gutes Kind,“ sagte sie, „aber schwach an Charakter. Bei allen

wichtigen Ereignissen liess er sich beeinflussen, sonst wäre vieles anders!“

Und dann verlor sich die Alte in Erinnerungen, wo es vorkam, dass 40 Pud = 1600 Pfund Silbergeschirr einst zum Reparieren nach Moskau geschickt worden sei und dergleichen. Frauen spielten dabei auch eine Hauptrolle und sie schüttelte den Kopf und fuhr fort: „Ja, Leon Nikolajewitsch ist eine Gottesgabe — die Gräfin Mutter liebte ihn über Alles — aber auch er ging fort von hier, und es gab eine Zeit, da war es leer, da wo einst so viel Lärm war. Die Linden in der Allee sah ich setzen, die können erzählen von den Tolstois und deren Ahnen. Wissen Sie auch von dem, der einst aus Deutschland kam? ‚Dick‘ hiess er — auf russisch Tolstoi — und wurde umgetauft auf hohen Befehl. Er hatte sich den Adel durch eine Mordthat errungen, so heisst es in den Annalen.“

Ich fragte einst den Grafen darnach und er sagte: Es seien vor 300 Jahren ein Dick, ein Lang und ein Breit, drei Gesellen, vom Kaiser aus Deutschland verschrieben worden, um eine dunkle That zu begehen.

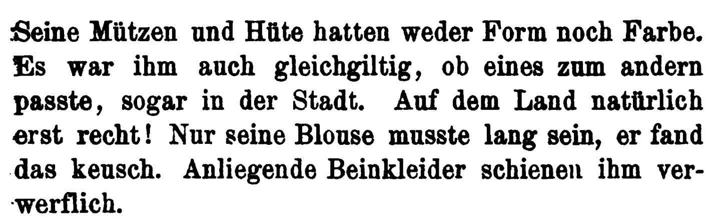
Es ist unnöthig die Genealogie des Tolstoi'schen Adels zu ergründen, sagte der Graf, denn die meisten haben „Dreck am Stecken“ (la source est impure!) Diese Agaffia hatte einst Wunden am Fuss, ähnlich derjenigen, an welcher der Graf litt. Doch waren auch einige Männer und Frauen an demselben Uebel erkrankt. Der Wundarzt, welcher den Grafen behandelte, betrachtete die Leute im Vorzimmer und ich war erstaunt, dass man die Alte nicht besser behandelte. So wie ein Mensch leidet, wird der Graf hart! Und

doch, als ich das Nervenfieber hatte, pflegte er mich und gab mir Medicin ein; ich lag im Sterben, dabei sehr ruhig, bei voller Besinnung. Er wollte aber wohl an mir Studien machen. Ich sagte ihm, „ich sterbe wohl“; er antwortete: „es ist wahrscheinlich“. Ich bat ihn für meinen Sohn Sorge zu tragen. Darauf fragte er, ob ich den katholischen Priester wünsche. Ich sagte „nein“. Er schien erstaunt über meine Ruhe. Und in der That, ich wäre damals gern und leicht gestorben.

Möglich, dass die tiefe Liebe, die ich für den Grafen hegte, mir den Tod weniger schwer gemacht! Ich befand mich in einer Art Extase, die aufhörte, als mir wieder besser wurde. Heut schimmert dieses Gefühl wie ein Mondlicht in meinem trüben Herzen. Bei ihm war Licht. Nur so begreife ich mein Empfinden, denn körperlich ist er abstossend, nur seine Hand war warm und treu, die Hand eines Edelmannes.

Der Graf hat etwas Hastiges an sich, etwas Scheues. Nur wenn man ihn näher kennt, fällt das weg. Doch empfängt er, besonders in neuerer Zeit, diejenigen, welche ihn interwiewen, viel gelassener als früher. Es ist, als ob er sich rechtfertigen wolle. Wenn man ihn wie ich, früher so radikal gekannt, fällt Das auf.

Originell war der Graf in Bezug auf seine verschiedenen Sachen für den täglichen Gebrauch. Als er noch rauchte, war sein Apparat dazu von der grössten Einfachheit und es amüsirte ihn, geflickte, ja zusammengebundene Tabaksäckchen wie die Bauern zu haben. Die Horndose — er schnupfte nicht — für den Rauchtabak war für grosse Gelegenheiten.



Seine Mützen und Hüte hatten weder Form noch Farbe. Es war ihm auch gleichgiltig, ob eines zum andern passte, sogar in der Stadt. Auf dem Land natürlich erst recht! Nur seine Blouse musste lang sein, er fand das keusch. Anliegende Beinkleider schienen ihm verwerflich.

Ebenso war er dagegen, dass Frauen decolletirt gingen. Seine Tochter, die übrigens nur zwei Winter Bälle besuchte, vermied es stets dem Papa vor die Augen zu treten. Wohlthätigkeitsbazare nannte er Missbrauch und Almosen geben auf der Strasse eine blosse Höflichkeit. Es waren jedoch damals einige alte Damen in Moskau, die ihres Alters wegen Gnade vor seinen Augen fanden, wenn sie Wohlthätigkeitsvereine arrangirten.

Mit mir war er stets nachsichtig. Wenn es vorkam, dass ich ein elegantes Kleid anzog, nannte er mich stets „la grande duchesse de Gérolstein" und lächelte vergnügt; überhaupt war er rücksichtsvoll mir gegenüber. Mein Zimmer lag an dem Korridor, der zu seinem Zimmer führte, und stets merkte ich, dass er auf den Fussspitzen ging, wenn er mich zu Bett glaubte. Andern gegenüber zeigte er diese Höflichkeit nicht. Wenn der Graf es darnach anlegte, konnte er liebenswürdig sein. Stiess er aber auf eine stupide Persönlichkeit, so war es aus. Er stand auf oder ging einfach fort, ohne Abschied, schleichend, als habe er Angst oder Ekel.

XXXVII.

Ein aus Sibirien entsprungener Sträfling.

Es war im Hochsommer 1886 — früh Morgens, sehr früh; in der Nacht war ein Esel vor meinem Fenster verendet. Der Arme hatte ein Geschwür am Hals gehabt, aber da seine Vorgänger alle crepirt, glaubte man, er, als letzter Mohikaner, müsse nothgedrungen auch sterben. Mit hoch aufgeschwollenem Hals lief er einige Tage einher, trotz meiner Bitte, einen Thierarzt zu holen. Doch was galt ein Esel damals in Jasnaja, wo man gerade so beschäftigt war, die Langohren auszurotten. Der arme Martin verliess Nachts seinen Stall und fiel vor meinem Fenster um. Sonderbar, dasselbe passirte auch mit dem alten Schimmel, dem Ackerpferd des Grafen. Uebrigens war ich die wahre Thiermutter. Ein verlassener Hund, den ich auf der Landstrasse aufgelesen, dann ein Cochinchinahahn, riesig gross, dem die Füsse erfroren, und die ich täglich verband, lebten alle in Eintracht vor meinem Fenster, woselbst ein kleiner Zaun meine Pfleglinge schützte, von denen jeder sein Eckchen hatte. Hie und da kam ein Huhn auf Besuch und legte ein Ei aus Dankbarkeit.

Also der Esel hatte mich aufgeweckt mit seinem Stöhnen und ich beschloss baden zu gehen. Das Flüsschen liegt aber jenseits des ersten kleinen Gehölzes, ungefähr 2 Werst vom Gut. Einige Hunde folgten mir, grosse langhaarige Windhunde, und mein Pflegekind, der Schäferhund. Ungefähr eine Werst

vom Haus entfernt, schmiegte sich letzterer fest an mich und knurrte leise. Die Jagdhunde suchten und liefen herum. Links vom Weg ab kam ein riesengrosser Mann, er hielt ein kleines Bündel in einem rothen Taschentuch.

Unbefangen betrachtete ich ihn, etwas erstaunt über seine Kleidung, halb Bauer, halb bürgerlich. Nur sein Gesicht machte mich stutzen. Die Sonne hinderte mich, es genau zu betrachten, ich kann ihn auch nicht beschreiben, aber erkennen würde ich den Mann. Er hielt an im Weitergehen und fixirte mich. Aus Angst — warum, überkam mich das Gefühl so plötzlich? — beschwichtigte ich meinen Hund, der laut bellte und auf Schurkine — denn es war er — zustürtzte. Der Kerl lüftete nun seine Mütze und verschwand hinter dem Dorfe zu. Ich ging baden und war gegen acht Uhr zu Hause, die Begegnung nicht erwähnend. Es gab stets so viel Neues, so viel Interessantes, und die vielen Kinder und Armen verwischten rasch gewöhnliche Eindrücke. Da hiess es nach drei Tagen, man habe den Schurkine gefangen, er sei gekommen, seine im Dorf verheirathete Schwester zu besuchen. Ich erzählte meine Begegnung im Wald. Das Signalement und der Tag stimmten. Der Graf hörte zerstreut zu. Ja, sagte er, er hat mir geschrieben, als er aus Sibirien entfloh. Es war das dritte Mal. Wo ist nur sein Brief? Und er suchte in seiner Tasche, fand auch ein schmutziges Stück Papier.

Der Inhalt war aber so gleichmüthig gehalten, als stamme er von einem ganz normalen Menschen. Er sprach über Leben und Tod, Herz und Seele, Brod, Hunger, Freiheit, und hoffte irgendwie ungestört leben

zu können. Aber der Instinkt trieb ihn in seine Heimath, in das Gouvernement, wo er fünfzehn Mordthaten begangen hatte. Er wurde auf dem Heuspeicher bei seiner Schwester von den Bauern gebunden und abgeliefert.

An der Grenze Sibiriens zum vierten Mal angelangt, schrieb er wieder dem Grafen, als einem, der so hoch stehe, dass er allein das Recht und den Muth besässe, nicht zum Verräther zu werden. Der Graf sprach nichts über die Angelegenheit als: „das gehört in's Polizeidepartement — übrigens vergass ich ganz, dass Schurkine mir geschrieben hatte — aber," fügte er hinzu, „der Mordbrenner ist doch ein höflicher Mann" und sah mich an. Bald wurde darüber gelacht, man erzählte es als eine Episode und mir kam es vor, als habe ich geträumt. So nahe am Messer vorbeigegangen zu sein! Denn Schurkine liebte Blut und tödtete zum Spass.

Es sind so einige Sachen vorgekommen, die in jedem andern Haus Aufsehen erregt hätten, während sie beim Grafen unbeachtet blieben. So kam einst ein Bauer aus dem Twerschen Gouvernement angereist, der angeklagt war, dass er seine Kinder unter seiner Hütte begrabe. Der Mann war höchst klug und unterrichtet. So wie er seine Ansichten vertheidigte, war Sinn darin, besonders von dem Familienleben aus betrachtet. Er hasste die Priester und hatte sehr erhabene Ideen. Der Graf hörte solche Sachen ruhig an, sein Gesicht drückte nichts aus, nicht einmal Neugierde. Ich erinnere mich, dass man einst über ein entsetzliches Verbrechen debattirte. In demselben Augenblick brach ein Lichtstreifen durch das grosse

Fenster in den Esssaal und bildete ein wanderndes Lichtbild an der Wand. Der Graf brach ab und sagte, auf die Farbenbildung der Lichtkugel, die hin und her sprang, deutend: „Seht doch nur!“ goss seinen Thee ein und ging hinauf in sein Cabinet. Selten wurde ein Gespräch wieder aufgenommen, es gab stets etwas Neues. Einst erzählte Jemand, im Spital sei ein Knabe gestorben, allein und verlassen und habe den Krankenwärter gebeten, ihn küssen zu dürfen, ehe er seine Seele aushauchte. Das aber ergriff den Grafen, es zuckte um seinen Mund und er sah wehmüthig drein. Dann hatte er wieder Momente, wo ihm Alles nahe zu gehen schien, der Menschen Weh und Leid. Es waren aber dies Folgen irgend einer persönlichen Empfindung. Enttäuschungen hatte der Graf nicht, er nahm Alles hin, als ob es so sein müsste.

So ritt eines Tags die älteste Tochter aus. Sie hatte ein hohes, selten gebrauchtes Pferd satteln lassen, eines von denen, die früher der Graf ritt. Das Thier nahm eigenmächtig seinen Weg zum Stall zurück, auf einem Umweg zwar, aber wir konnten es verfolgen und sahen das Unheil kommen. Ich lief neben dem Grafen her rasch querüber, um schneller an Ort und Stelle zu sein. Wie Kreide so weiss war sein Gesicht. „Das Pferd wird durch die niedrige Stallthür rennen und Toni schlägt sich am Balken todt!“ sagte er tonlos. Wir liefen. Da auf einmal sehen wir, wie die Reiterin die Anhöhe hinauf gallopirt, fest im Sattel! „Gottlob“, sagte ich. „Es ist ein Wunder“, sagte der Graf und wischte sich den Schweiss von der Stirne.

Eine Woche durch bemerkte ich eine besondere Sorgfalt, die er für das gerette Kind an den Tag legte. Dann ging wieder alles den gewohnten Gang. Man konnte nicht sagen, dass der Graf seine Kinder gelehrt haben wollte. Im Gegentheil, er erklärte sich oft gegen das Studium, und doch fand er natürlich, dass sie Alles verstanden. So kam es, dass die älteste Tochter eine Malerin, der älteste Sohn ein guter Musiker ist. Ueberhaupt, dank den Hauslehrern und Gouvernanten, sind die Kinder alle mehr oder weniger gut unterrichtet. Die zweite Tochter besucht Spitäler und wohnt den schwersten Operationen bei. Aber, wie gesagt, der Graf erwartet Alles vor der Zeit und will Nichts erzwingen.

XXXVIII.

Auch Einer.

Auch Einer von denen, welche in Jasnaja ankamen, um mit eigenen Augen zu sehen, wie man es machen muss, um des Teufels Lust zu entsagen, und der abreist mit dem Ruf: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach!“ — und dabei den Staub von seinen Schuhen schüttelt.

Also, er liess den Wagen vor dem Portal und ging gesenkten Hauptes die Allee hinan, langsamen Schrittes. Sein Reisekostüm war von berechneter Ein-

fachheit. Das ziemlich grosse Ledertäschchen mochte eher Papiere oder etwas Wäsche, als Geld enthalten. Der elegant geschnittene Bart jedoch und das Schuhwerk verriethen den Grossstädter. Und in der That war er einer von denen, die gehört hatten, in Jasnaja sei das Glücksmonopol zu haben. Aber man müsse es eben mit eigenen Augen sehen, um es nachahmen zu können. Niemand glaubte an diese Einfachheit in Art und Lebensweise und doch hiess es allgemein, der Graf habe es verstanden, die alten biblischen Zustände auf seiner Haide wieder herzustellen. Wie Abraham sitze er unter seinem Zelt, die Reisenden empfangend. Ob die drei Engel dabei sich je einfanden, weiss nur Er!

Der junge Mann dachte an all das Gerede und um ja recht bescheiden aufzutreten — trotzdem er der Sohn hochgestellter Eltern war und einen Brief seines Papas in der Tasche hatte, der ein Waffenbruder des Grafen war — suchte er einen Nebenweg. Er hoffte durch die Hinterthür ins Haus zu gelangen. „Bescheiden!“ sagte er sich zum wiederholten Male, „denn es finden sich nur die allernothwendigsten Lebensbedingungen hier. Nun, ich bin bereit, im Stall zu übernachten, wenn es nöthig ist.“ Und der Reisende, welcher da nach Jasnaja kam, erblickte, den Teich hinter sich lassend, links oben das kleine Gebäude, wo Déroulède nächtigte, von bescheidenen Aussehen und allerlei Vermuthungen zulassend! Unter Buschwerk und Baumgeflecht versteckt, hat das Häuschen etwas Herausforderndes. Der vom Gang Ermüdete murmelte befriedigt vor sich hin: „Hm! Geruchlos! Wasserleitung! Beleuchtet jedenfalls, und Abfälle aus

des Grafen Papierkorb, welch ein Luxus.“ Trotzdem diese Entdeckung eigentlich hätte eine Enttäuschung sein sollen, schien der junge Mann doch befriedigt zu sein, ja die Aussicht beruhigte ihn, als nach einem freundlichem Empfang und langem Plaudern, Niemand daran dachte, ihn ausschnaufen zu lassen oder ihm einen Ausweg in Aussicht zu stellen.

Da er einen bekannten Namen hatte und ungestüm seinem Ziel entgegensteuerte, vergass er auch Alles, was nicht ästhetisch war. Er hatte ja so viel auf dem Herzen, diese Weltfrage, „ob der Mensch wirklich aller Bequemlichkeit entsagen solle und müsse, um hoch zu stehen und Frieden zu finden, hier und dort.“ Ja, aber wie soll er es anfangen, um dem Grafen diese Frage vorzulegen? Anstatt des Zeltes fand er ein confortables Haus und o, Entsetzen! Eis zum Nachtisch. Wenn auch die männlichen Mitglieder im Leinenkittel dasassen, liessen die Frauen es nicht an Eleganz fehlen. Helle Kleider und frisch gepflückte Blumen im Haar. Es ging lebhaft her! Nach Tisch werde ich den Kernpunkt berühren! denkt der Jüngling. Alles das thut man mir zu Ehren, und plötzlich wird er roth. Er überzählt seine Frühlinge und die der Tochter des Hauses. Aber nein, dem war nicht so. Das ist vielleicht irgend ein Festtag und er sinnt nach. Nach Tisch wird Klavier gespielt, später gesungen und er findet nicht den passenden Moment, die Hand auf der Brust, vor den Meister zu treten. Einige Male schnappt er zwar noch Licht, wenn ihn der Zufall in des Grafen Nähe bringt. Er ist fix und fertig, die vorbereitete Rede herzusagen, aber der Graf sieht ihn so mild lächelnd an, ist so weit ent-

fernt von dem Gedanken, dass hinter dieser glatten Stirne eine Frage wohne, dass dem Besucher der Muth sinkt. So verging der Abend. Der Graf war stets umringt und in Anspruch genommen. Der Moment des Zurückziehens scheint gekommen, denn die Reihen lichten sich und die Söhne des Hauses drängen ihren Gast sachte dem von ihm beim Ankommen bemerkten kleinen Häuschen zu. Der junge Mann, gerührt von der delicaten Hülfleistung verbeugt sich leicht und sucht vorüber zu kommen, ohne davon Gebrauch zu machen. Doch schon steht die Thür offen und ein fröhliches „gute Nacht“ der Begleiter zeigt ihm seinen Irrthum! „Also hier schläft man!“ Rasch tritt er ein, schiebt den Riegel vor, lässt sich auf das Bänkchen nieder und holt aus seinem Ledertäschchen einige fein beschriebene Blätter hervor.

Ja, hier ist es notirt. „Entsagen, allem was das Leben bietet; nur das Unentbehrliche sich zu eigen machen, mässig und keusch seine Wege gehen,“ sagt Tolstoi. Ja, endlich zeigt man ihm den Anfang der Askese. Dieses Bett auf dem hohen harten Sopha sieht wie ein Katafalk aus. Ein Tisch und ein Stuhl und eine Waschschüssel! Also ist es doch wahr und nicht so wie Viele es wissen wollen und erzählen, Jasnaja sei durchaus nicht eine Mönchklause und von einem Anachoreten bewohnt. „Also so will ich meine Hütte bauen“, er öffnet ein Fenster, „ja, das nenne ich Natursinn, so niedrige Fenster, höchst bequem! Aber wie kam ich dazu, diesen Eden für ein ganz anderes Gebäude zu halten! Wir Russen übertreffen alle Nationen.“ Er schläft ruhig ein, ja er kann nun erzählen von der Tolstoi'schen Einfachheit und Ur-

wüchsigkeit. Hier ist Nichts, was nach Ueberflüssigem riecht, ja sogar das Nothwendigste mangelt! Aber die Nacht ist lang und instinktmässig öffnet er ein kleines Thürchen, das neben dem Bettdivan sich bemerkbar gemacht und o Freude! und o Enttäuschung! Der Confort ist da! Und er erinnert sich nun, gehört zu haben, der Pavillon sei der Gräfin Werk. Nun begriff er, wie gefährlich oft Frauen der grossen Männer sind, und wie oft sie deren Werke Lüge strafen! Dieses Eldorado der Einfachheit, er wollte es in früher Morgenstunde abzeichnen und die primitive Einrichtung den Baumeistern empfehlen, als einen Weg zum Heile! Und nun ist alles zerstört. Der Plan, sein Reisezweck, die Papierrolle in seinem Täschchen, der Pasrednik mit seinen belehrenden Geschichten, das Wasserfass, der Pflug, die Schusterei, all die Tugenden des Grafen leiden Schiffbruch in diesen vier Wänden!

Bei Tagesanbruch verlässt der Enttäuschte den Pavillon. Die Nachtigallen schlugen, ein warmer Hauch entströmte dem Wohnhaus. Leben, volles Leben pulsirte in der Atmosphäre. Schwalben und Tauben erwachten.

Auf dem Mäuerchen vor der Gräfin Cabinet lag ein kleiner Jagdhund und schaute dem Schleichenden ruhig nach! „Ja, geh' du, du bist nicht der erste und nicht der letzte, der das Räthsel lösen will! Was kommt Ihr auch alle hierher und wozu? Es giebt keine Regel als Gesammtmittel. Ein jeder muss für sich einstehen, für sich leben und büssen. Drum versuche es ein jeder allein mit sich selbst aufzunehmen und sich gerecht zu werden. Ich bin ein Hühnerhund.

Am Tag, wo es mir einfallen sollte, auf die Wolfsjagd zu gehen, ist es aus. Ich lasse dort meine Würde, meinen Werth und vielleicht meine Haut. So kommt ihr hierher, wollt eure Verhältnisse, eure körperlichen und geistigen Fähigkeiten nach denen des Grafen modeln, weil er schreibt, es sei gut so! Woher weiss er es denn, dass es so gut sei? Rathet ihm einmal, Alles von sich zu werfen und Steine zu hauen und in einer Kellerwohnung mit den Seinen zu wohnen! Sagt ihm, er würde gebildet dadurch! Und wartet, er lacht Euch aus. Der Jagdhund schlief dann weiter, er hatte schon so viel mit angesehen!

Das Fuhrwerk war diesesmal nicht am Portal und der junge Mann ging die 18 Werst bis Tula zu Fuss, leichten Schrittes im Morgenthau. In der Stadt soll er sich im Gasthof gut ausgeschlafen haben und der Abendzug entführte eine elegante Erscheinung, die dem Manne in dem Häuschen sehr ähnlich sah. Wieder in seiner alten Haut will er einem ehemaligen Chevalier garde begegnet sein, der gerade im Begriff war, nach Jasnaja zu fahren, um auch seine Portion Seeligkeit zu holen. Man sagt, es sei ihm gelungen, nach vielen Kämpfen sein grosses Vermögen und seine hohe Geburt mit seinen Ideen in Einklang zu bringen und ohne zu grosse Erschütterungen in das Tolstoi'sche Paradies überzutreten.

Summ, summ! Unser Herrgott möge es mir verzeihen, wenn ich in sein Reich greife. Aber diesesmal wird mir der Erdboden zu eng, um meine Wuth auszulassen, denn bös war ich, als Dies sich zutrug. Der Mensch hatte eine Mutter, die Mangel litt!

XXXIX.

Jesus und ein moderner Diogenes.

Seid nicht ungehalten, liebe Leser, wenn Ihr finden solltet, dass ich dieses Thema doch zu menschlich auffasse, aber von rein religiösem Standpunkt betrachtet, würde ich in die Brüche gerathen, in abstracte Thesen, dem Sujet schon selbst so naheliegend und riskiren, noch obendrein missverstanden zu werden. Es handelt sich hier um den Kampf eines Profanen im Reich Tolstoi's, der, ohne seinen Geist zu haben, seine Werke ausübte und wie so Mancher hin und her tappte, den Graf Tchertkoff, der Sohn des berühmten Generals, der Freund des Kaisers Nikolaus. Er war der glänzendste Officier, steinreich, leichtsinnig, verschwenderisch, bildschön. Auf einmal warf er alles von sich, ging in zerrissenen Schuhen, verkaufte Bücher an den Ecken, kurz, war halbverrückt. Er wollte die älteste Tochter des Grafen heirathen, der Graf rieth ihm aber ab und Tchertkoff heirathete eine Lehrerin und lebt nun à la Tolstoi in Petersburg und auf seinen Gütern.

Nicht alle aber haben es verstanden, ihr Leben und ihr Geld aus dem moralischen Schiffbruch zu retten. Einst begegnete die Gräfin Tolstoi in der Eisenbahn von Tula nach Moskau einer verzweifelten Dame, die ihr erzählte, ihr Sohn sei den Tolstoi'schen Lehren verfallen, verschenke Wald und Feld und verkomme selbst dabei. Eine Art Wahn — nicht Wahnsinn — habe ihn erfasst! Die Gräfin nannte ihren

Namen und die Dame weinte und bat sie, ihren Mann zu veranlassen, dass er den Sohn umstimme. Tolstoi lachte darüber!

Es sind viele junge Edelleute so verkommen, welche Bäuerinnen heiratheten oder mit ihnen nur lebten, in Dörfern wohnten, in Schmutz und Schnaps untergingen. Einige arbeiteten sich auch todt! Das Alles ist nie öffentlich bekannt geworden, denn die Familien hüteten sich, darüber Lärm zu machen. Mein eigener Sohn wollte, als er das Lyceum absolvirt, ein Jahr sich erholen, oder vielmehr, er musste es, weil im orientalischen Departement keine Vacanz war. Fürst Obolensky, der gegenwärtig der Höchste beim Kaiser ist, wünschte meinen Sohn als Hauslehrer für seine Söhne auf dieses freie Jahr. Als er aber hörte, wir hätten bei Tolstoi einige Jahre zugebracht, schlug er es ab!

Doch das Halbverücktsein war, wie in der Zeit, als Goethe seinen Werther schrieb, eine Manie, ein Nichtverstehen. Diejenigen, welche heute Tolstoi nachahmen, machen es sich viel bequemer. Sie nehmen und lassen nach Belieben von seiner Lehre, wie es ihnen gerade passt, und darin liegt gerade das, was das Glück ausmacht. Leichtlebigkeit, Ungebundenheit, Gleichgültigkeit, Rücksichtslosigkeit. Natürlichkeit im physischen Leben, keine Religionsbezeugungen nach aussen, Nachsicht und bequeme Liebe für die Höchsten, Gutes thun ohne Aufsehen, Geistesanregung verschiedener Art, darauf beruht das Gleichgewicht auf moralischem Gebiet im Tolstoi'schen Hause. Aber dazu gehören Mittel! Also kann nur ein Jeder auf seine Façon tolstoisch sein, der eine oben, der andere unten.

Und es ist wie in Allem, ein Jeder hat sein Schicksal dabei!

Ganz einfache, heruntergekommene Menschen hat der Graf nicht aufgerichtet, noch unterstützt. Was man Gesindel nennt, ekelt ihn an, und er gebraucht es nur als anatomische Studienbilder! Einst kam der Bruder von der Frau Sophie Behr, welcher ein Tolstoisches Buch übersetzt, es beginnt: „36 Jahre habe ich als Nihilist gelebt". Er kam hoch zu Ross, tadellos beide, sein Pferd war sogar nicht warm geritten. Obgleich Behr ungefähr nur 20 Werst weit auf einer Villa wohnte, bin ich überzeugt, dass der junge Mann zu Wagen gekommen war und nur die Allee hinauf ritt. Das Pferd war früher hierher gebracht worden! Kurz, er brachte die geschriebene Uebersetzung, und ich erinnere mich, dass alle es vermieden, den Reiter und das Pferd zu betrachten, damit es nicht aussehe, als fielen Beide auf. Der junge Mann ritt wie mit Wasser begossen ab. Durch höchste Einfachheit zu imponiren, Das lag in des Grafen Absicht. Jetzt ist es ihm zur zweiten Natur geworden. Desshalb empfängt er auch jetzt leichter als früher Fremde. Dass der Graf je daran gedachte, eine solche Autorität zu werden auf geistigem Gebiet, glaube ich nicht. Er schrieb zuerst aus Hang, dann aus Lust, später aus Herzensnoth. Er soll einst gesagt haben, damals, als seine Söhne so wenig Hoffnungen gaben, ihn je zu verstehen: „Meine Kinder sind meine schmerzhaften Stellen an mir." Und immer denke ich, dass, was wir Verschrobenes am Grafen finden, die Folgen seiner Erziehung und seines Lebens sind. Er ist kein Genie, sondern ein Stückwerk, keine Sprungader im Stein-

bruch, sondern ein Mosaik. Die Fugen sind aber so gut übertüncht, dass es Vielen als ein Ganzes erscheint, und Leute wie Tchertkoff sind keine Menschenkenner.

In einem Walddickicht war es, wo ich Diesen zum ersten Mal erblickte, das Gewehr über den Schultern, von seinem Hund gefolgt. Ein Sonnenstrahl fiel durch die Lichtung und beleuchtete scharf und vortheilhaft diese Raceköpfe! Es war sichtbar, dass die Jagd nur ein Vorwand zur Promenade war, zum Alleinsein, denn einstimmig lagerten Herr und Hund bald unter einer dickbelaubten Eiche. Bei näherer Betrachtung fesselte das Aeussere des Jägers. Solche wie er, sieht man auf Bildern von Kreuzzügen gemalt. Hier und da keimt noch solch ein Spross zu neuen Thaten, wie ein Wiederschein des Gewesenen. Soldatenblut, Heldengestalten! Unser Jäger hat jedoch einen starren Blick und etwas Bitteres um den Mund, als habe er bereits Enttäuschungen erfahren. Als ob er soeben den Panzer abgestreift und ein Joch aufgenommen im Kampf mit sich selbst! Ehrgeiz, Kummer, Frauenliebe, dergleichen Gefühle tragen die Schuld an dem Trübsinn auf der schönen Stirne! Die Religion, dieser Streitapfel, diese gefährliche Waffe derer, welche ihre Seelenleere ausfüllen wollen, diese verzweifelte Zuflucht so vieler Verirrten, Verwahrlosten, was ist sie ihm? Oder hat er seinen Beruf verfehlt, dieses Hauptübel der männlichen Jugend, Missgeburten der Gesellschaft erzeugend, Unverstandene, Unglückliche?

Wo soll man sonst noch das Leiden aufsuchen bei unserm Helden? Er selbst ist im Schwanken, im Tasten begriffen, das Licht suchend auf Tolstoi's Sternwacht!

Ich möchte ihm nicht Unrecht thun, diesem Jünger, ich meine, er soll es selbst wissen, dass die allein den rechten Weg wandern, die ihre Pflicht thun, wie ihre Lebensstellung sie ihnen abfordert, seien sie Steinklopfer oder Kaiser! Nur dann trägt ein Jeder den Glorienschein der Ruhe auf dem Gesicht, und sei das Brod noch so bitter, das er isst!

Ein Chevalier-garde kann auch auf seine Façon seelig werden.

Doch dem Jäger macht sich der Abendthau fühlbar, sein Hund gab schon längst das Zeichen zum Aufbruch, ihn erwartet sein Kamerad und eine Liebkosung des Stallknechtes, es zieht ihn heim. Vom Balkon aus sieht ihn sein Herr lang ausgestreckt auf dem Sandweg vor dem Haus liegen, als er nach dem Abendbrod seine Cigarre rauchte und wie gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein grübelte, ob er den Pfad rechts oder links gehen soll. An der Aussenwelt ist dem Chevalier-garde Nichts mehr gelegen. Mag man sagen, was man will, der Graf vermeidet es auch, irgend einen Druck auf ihn auszuüben. Er ist dieses seines Jüngers gewiss! Der ist einer von den Einfachen, übersättigt von Luxus, Neues suchend und frei, 27 Jahre alt, reich und nicht sehr klug, doch gut unterrichtet.

Es amüsirte ihn zuerst, des Morgens mit dem Eimer den Corridor seines Palastes in Petersburg vor den müssigen, sich im Frack tief verneigenden Dienern vorüber zu gehen. Seine Mutter wollte damals nichts von der Tolstoi-Manie hören und führte den Hausstand wie zu ihres Mannes Zeiten fort. Auf dem Lande ging es leichter, die Bauern waren im Vortheil bei

solch einem jungen Herrn, und da Tchertkoff hauptsächlich das Schulamt in die Hände genommen, beschützte er auch die Lehrerinnen und hat eine derselben geheirathet, weil sie eines Morgens, als er noch im Bette lag, in sein Zimmer trat, ein Buch, das sie zum Unterricht im Dorf brauchte, oder brauchen wollte, vom Bücherbrett nahm, und ohne einen Blick auf den schönen Mann zu werfen, das Gemach verliess! Darnach ist die Naivetät Tchertkoff's klar und sein Handeln auch.

Der Graf glaubte auch an die Erhabenheit der jungen Lehrerin.

Mir kam es aber vor, als quälen ihn Proselitengedanken, und summ, summ, schrieb ich weiter was folgt, damit er es vorgelesen bekäme Abends in der Briefstunde auf Jasnaja. Tchertkoff that mir leid, es war mir, als sei er die Fliege, die in das Spinnennetz gegangen. Dann dachte ich immer an seine Mutter, er war ihr einziges Kind! Ich glaubte, der Sohn ginge verloren, was aber nicht der Fall war. Alles glättete sich in der Familie, ein Jeder gab etwas nach, Kinderchen kamen, und nun ist es so wie bei Tolstoi. Der Reichthum schadet nichts und Arbeit hilft zur Verdauung. Gutthun ist ein Himmelschlüssel und Wissen eine Annehmlichkeit.

Also waren die Sorgen, welche sich die Fliege gemacht hatte, umsonst! Doch ich schrieb: „Es sind also Religionsfragen, die den Helden drücken und der grosse Nazarener, der beste Menschenfreund, erbarmt sich seiner, er will ihn auf die Landstrasse zurückgeleiten, hinaus aus den verwickelten Wegen der Lindenallee, fort vom Fliederbusch und den bestrickenden

Reden des Weisen auf der Haide da! Im Traum erscheint er ihm und giebt ihm sieben Tage als Termin, einen Entschluss zu fassen, und wenn derselbe gut, werde er ihn selbst in seinen Werken erkennen! Begreiflicherweise übertrifft sich der Chevalier-garde diese sieben Tage hindurch in Ausübung guter Werke. Er fasste dabei alle, die sich ihm näherten, scharf in's Auge, um nichts in der Welt hätte er seine Pflicht versäumen mögen. Er begann damit, einige verwaiste Kinder anzunehmen, eine Schule zu gründen, Lehrerinnen zu engagiren, solche mit kurzgeschnittenen Haaren, ohne Vorurtheile und ohne Bedürfnisse, tolstoische! . . .

Am dritten Tag liess er in jeden Stall des heimathlichen Dorfes eine Kuh stellen, ein Pferd; Schafe da, wo alte Mütterchen spannen! . . . Aus Verehrung für den Meister widmete auch er sich der englischen Schweinezucht, dem Hühnerhof, dem Hahnenkampf sogar, verordnete ein Waschsystem, kaufte Läusekämme für die Bauern. Am siebenten Tag kaufte er eine Feuerspritze, um das Abbrennen von 21 Häuschen zu verhüten, wie es einst in Jasnaja vorgekommen sein soll! Also er hatte seine sieben Tage gut benutzt und konnte mit Titus sagen, dass er keinen verloren. Nun grübelte er noch mehr, um sich klar zu werden, wo und wann er wohl der Gottheit nahe gestanden. Alle die ihm im Laufe der Woche erschienen, trugen das Gepräge der Menschlichkeit, Habgier, Unwissenheit, Gemeinheit, kurz, allem Bösen hatte er gesteuert und hoffte auf Lohn.

Und wieder gerieth er in Zweifel und suchte na[illegible] Der Gedanke, dass alle seine verübten

Wohlthaten eine seichte Stelle haben, kam ihm nicht! Er gestand sich auch nicht, dass es zwei ganz verschiedene Sachen seien, das Gute um des Guten willen zu thun, oder nur um Jesus willen! . . . Ob wohl im letzten Fall der Seelenzustand ein erhöhter ist? Solche und noch andere Fragen quälten den Jünger, den modernen Diogenes, denn er bildete sich jedenfalls ein, er sei etwas ganz Besonderes, weil ihm sein Reichthum eine Last und die Lebensfreuden gleichgültig geworden! . . .

Und wieder ging er in das Waldesdickicht und suchte die Eiche von neulich auf, um wieder so hehre Gedanken zu haben.

Ja, Tolstoi erklärt so Manches anders, wie es im Evangelium und in der Bibel steht, seine Lehre ist eine Apostellehre, ein kerniger Glaube, der den Menschen erhebt und gesund denken lehrt. Wie aber den Glauben glauben? Denn glauben ist Nichtwissen! Ein Verstand mittlerer Stärke versinkt im Zweifel, nur wer darüber oder darunter steht, ist gerettet, der erste durch seine Einbildung, der zweite durch seine Einfalt! Und darauf rechnet jede Lehre von Anbeginn bis heute, und Tolstoi's geheimnissvolle Antworten sind wie Parabeln und Räthsel der Vorzeit!"

XXXX.

Das ABC der Eintagsfliege, dem Diogenes vorgetragen.

Ja, ruhe nur aus hier unter der Eiche, schmucker Jüngling, lass die Sonne in deinem Goldhaar spielen, prüfe die Ferne mit deinen blauen Augensternen, es giebt Wenige, die schöner sind als Du, Wenige, die unglücklicher sind als Du. Summ, summ, höre mein Bekenntniss, erzähle es aber nicht weiter. Ich gestehe es fast gegen meinen Willen und will Dir von vornherein sagen, dass es Tage giebt, an denen ich schwören würde, diese Worte seien nicht die meinen. Ja, es muss bunt hergehen im Reich der Geister, wenn ich so wie heute unwirrsch bin, aber Du thust mir leid, und deshalb will ich von der Leber sprechen.

Ich bin das Kind meiner Werke und hänge von keiner Schule ab, nehmen wir Jesus als Richter meiner schmerzerfüllten Existenz.

Er, der Heiland, der Gottmensch, göttlicher als die Götter und menschlicher als je ein Mensch gewesen, hatte seine Kindheit und seine Jugend den Forderungen seiner Zeit, seines Landes unterwerfen müssen, dazu kam noch seine problematische Geburt, die ihm den socialen Lebensweg erschwerte.

Durch seinen frühreifen Verstand aus der Masse hervorragend, erregte er Aufsehen durch seine Reden im Tempel. Die Gläubigen nennen es Gotteswort,

die anderen Menschenlehre. Wer wird einst im Recht sein, und wer hat hier auf Erden schon das Für und Wider erfahren und eingesehen? Jesus hatte ein Ideal, ein Ziel, und er brauchte wenig Aufwand dank dem Zeitalter und der Natur, um sein Werk auszuführen. Alle die früher und später es ihm gleichthun wollten, verfehlten ihr Ziel.

Wenn also die Menge Tolstoi einen Reformator, ja einen Antichrist nennt, versteht sie nicht den Werth des Wortes. Dass einige Jünger Tolstoi's auf Irrwege gerathen und ihr Seelenheil auf dem Mistacker zu erringen glaubten, ist ein Resultat der verschiedenen Bildung.

Tolstoi selbst versagt sich keinen ästhetischen Genuss, wenn er auch nach aussen hin roh erscheinen mag.

Junger Träumer, ist es das, was Dich quält dem Nazarener gleich zu werden! Mir ist, als sei es leicht, deinem Gottmenschen nachzufolgen, besonders Du hast alles dazu, und noch den Vortheil, nicht gekreuzigt zu werden, denn je edler und je klüger, und je erhabener Du Dich zeigst, je uneigennütziger Du Wasser in Wein verwandelst, je mehr wird man Dir „Hosiannah" zurufen. Oder sind Deine Wünsche bescheidener, bleibe auf dem Erdboden, suche weder Diogenes, noch Jesus, noch Tolstoi nachzuahmen, sei Du selbst ein einfacher Mensch, der zwar mehr Geld als ein anderer hat und sein bischen Verstand gut verwenden will! Thue also einfach die Pflicht Deines Standes, gute Werke und wahrhafte Wohlthaten! Wozu zerrissene Schuhe und abgetragene Kleider so rasch der glänzenden Uniform folgen lassen? Die Um-

wandlung ist zu auffällig. Wenn Du Dich lossagen willst von Allem, so verschwinde aus der gewohnten Mitte und lebe arm und arbeitend da, wo Dich Niemand kennt, dann nur ist Dein Thun ein vollkommenes, nur dann! In der Geschichte haben wir einen heiligen Alexis, der Dir als Vorbild dienen kann. So aber wie Du es treibst und noch andere Jünger Tolstoi's, seid Ihr Halbdinge, lächerliche Erscheinungen, verschrobene Geschöpfe, die der Lehre Tolstoi's nur schadet! Ein Brodkrümel zur Winterzeit dem Vogel vorgeworfen, der Abendglockenton, der im Wonneschauer das Erinnern erweckt, die Sonne, die eine uns dargebotene welkgewordene Blume neubelebt, ein Blick aus den Augen des geliebten Mannes, eine gut gehaltene Wirthschaft, ein lehrreiches Buch, die Genesung eines Kranken, die Geburt eines Kindes, ein Gebet, zu welcher Gottheit es auch sei, eine Thräne, ein Lächeln, Alles ist Leben, Alles kann Glück genannt werden! Bist Du denn ein Verfluchter, dass Du so unstät einherwandelst, dass Dir das Leben an und für sich nicht genügt? Ein Jeder findet sein Brod, wenn er sich vernünftig auf dem von der Natur ihm angewiesenen Raum bewegt.

Halt! ruft der Skeptiker! Hungersnoth, Epidemie, Krieg u. s. w.

Ja, da verliere ich mein Latein! Aber unser Herrgott auch, sonst ginge es nicht so zu in der Welt!

Piff, paff, und dann eine plötzliche Stille! Pulvergeruch stieg mir in die Nase; Tchertkoff hatte genug von meiner Predigt. Er schoss einem vorüberspringenden Hasen eins auf den Pelz. „So ist es

recht“, dachte ich in meinem Sinn! Summ, summ, der ist noch nicht ganz für die praktische Menschheit verloren.

Und in der That, seine Frau, die, welche das Buch geholt, obgleich eine von denen, die der armen Menschheit nahe stehen und helfen, hat es doch verstanden, die goldene Mittelstrasse wieder aufzusuchen, und so wandern sie Hand in Hand, von Nichts bedrückt, was Rubelscheine lindern können! . . .

Auf der Ausstellung, neun Jahre später, sah ich Tchertkoff's Bild, von Repin gemalt, graue Flanellblouse, ungestärkte Wäsche, glattes blondes Haar, die Hände wie zum Gebet ineinandergelegt! Von dem schneidigen Offizier keine Spur mehr! Das Auge drückte Nichts mehr aus.

Der moderne Diogenes hatte jedenfalls sein Fass auswattiren lassen und sein Hund wohnte nun darin.

Sollten diese Zeilen ihm zufällig unter die Augen kommen, möge er der Eintagsfliege nicht gram sein. Sie sah ihn in der Umwandlung begriffen und wie bekannt, ist das eine Schmerzensperiode. Hat doch Tolstoi selbst der Gefahr nahe gestanden, unterzugehen in der Meinung Europas. Seine Schriften, sein Wesen, seine Gesundheit, alles litt unter dem Werdeprocess. Um wie viel mehr ein Chevalier-garde, der den Helm, den Panzer und das Schwert ablegte, um den Pilgerstab zu ergreifen, als einzige Waffe ein unbestimmtes Wollen, anders zu werden als die Petersburger jungen Leute, die an der Newa Millionen vergeuden und von denen so viele mit einer Kugel im Kopf enden.

XXXXI.

Oben auf dem Kirchthurmknopf.

Einzelne Privatgedanken der Eintagsfliege.
April 1894.

„Es werden falsche Gerüchte über ihn ergehen, und solche die nicht wissen, werden aufstehen und der Welt es kund thun wollen!“

Sein Seelenleben! Pharisäer nenne ich Euch, die Ihr es wagen wollt, heuchlerisch die Menge glauben zu machen, dass Ihr wisst, wer Er war, wer Er ist und wer Er sein wird. Was Ihr auch erfinden solltet und niederschreibt, ich werfe Euch dreist des Propheten Worte in's Gesicht: „Ich werde vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!“ Gefühlt muss man haben Tolstoi's Schrei, im Stande muss man sein, den Kern zu erfassen, den momentan auftauchenden Titanen, der wie eine Erscheinung vorüberhuscht, herauszufinden, und gleich daneben ihn als ein hülfsbedürftiges wehklagendes Menschenkind jammern hören; dort als Riese kämpfend, hier als Erdenwurm sich krümmend, die Arme ausstreckend nach dem Sonnengott, nach Athem ringend jenseits der Sterne, und dann wieder auf den Knieen sich die Brust wund schlagend, Vergebung erflehend von seinem Gewissen.

Sein Seelenleben! Wer kann es wagen, auch nur eine Idee davon zu haben? Zu philosophiren, zu analysiren ist unmöglich, da wo ein Räthsel vorliegt oder eine Offenbarung! Bescheiden werden unsere

Kinder einst das Buch öffnen, worauf sein Name steht und sagen: „Er war Einer der Hellsehenden im Reich der Geister, er war der Wahrheit nah in seinem Irren.“ Ein Jahrhundert noch nach Tolstoi's Tod wird der Streit währen und dann wird es Ruhe werden. Wie auf einem Schlachtfeld wird es aussehen, hingestreckt als Leichen alle die, welche der Wahrheit Trotz boten. „Seid einfach und treu und liebevoll!“ Und das wird allein von Tolstoi's Werke auf die Nachwelt übergehen.

„Ein Mann wie Tolstoi sollte eigentlich nicht beschrieben werden, d. h. man sollte sein Leben, sein Thun, nicht kennen,“ hörte ich einmal Jemand ausrufen, und das ist die Ansicht vieler Leute, besonders solcher, welche es nicht begreifen können, dass die menschliche Natur, die Umstände und besonders die Seele, überall und immer eine Kritik zulassen müssen. Schriftsteller sind ja Zielscheiben für das Gerede der Menge. Jede noch so hohe Schöpfung wird angetastet, das Evangelium ausgenommen, weil der Gekreuzigte darüber wacht!

Wenn man Tolstoi vom rein ethischen Standpunkt betrachtet, so erreicht er mitunter eine beispiellose Höhe, denn er bewegt sich auf dem Armensünderterrain. Ueberall begegnen wir den Unvollkommenheiten, den Schwächen unseres Ich's, und doch versteht er es, das, was unser geistiges Element ausmacht, zwischen Himmel und Erde zu halten. Es geht ein Hoffen, ein Wollen, ein Besserwerden, ein Hülfsbedürfniss, eine Bitte durch alles, was er geschrieben. Er weiss wohl, dass unser Herrgott keine Wunder thut, aber es ist immer, als

erwarte Tolstoi das Wunder dennoch. Er sucht ein Jenseits! Nur so erkläre ich mir das Aufleuchten seiner Augen, wenn er sich allein glaubt. Wie ein Glorienschein umschwebt es dann seinen Kopf, er drückt manches Mal leise die Daumen dabei und ersonnt sich behaglich in der Fatamorgana des Verstandes, denn Verstand ist sein Wollen, nicht Phantasie, einfacher klarer Menschenverstand, der dem Verdauungswerkzeug in uns die gleiche Wichtigkeit beilegt, die er der Geistesregung zollt. Er hat es dann mit sich allein zu thun, und hat so das Glück, d. h. das mögliche Glück gefunden.

Nun wollen wir aber, wir, die seine Lehre erforschen, Tolstoi soll auch das Glück für andere herausdrechseln und ein Jeder ist ihm gram, weil seine Art nicht für ihn passt! Daher kommen die bösen und dummen Reden, die über ihn ergehen! Ein Jeder hat den Rahmen seines Erdenlebens beim Eintritt in die Welt, aber ein Jeder hat auch die Möglichkeit, denselben später seiner Gestaltung nach zu erweitern! Glücklich die, welche es verstehen, Maass zu halten, und das will uns Tolstoi begreiflich machen mit allen seinen Lehren. Wie viele Wege hat er dazu eingeschlagen, seitdem er sich selbst klar geworden! Gerade weil er einer von denen ist, die wie Petrus den Herrn verleugnet, können seine Worte mächtig wirken.

Nur wer den Grafen jahrelang liebevoll und verständig und unablässig beobachtet, ihn nicht aus den Augen gelassen, der weiss, dass sein Werden ein stündliches genannt werden kann, hundertmal zerstört und wieder aufgebaut! Tolstoi ist den siebzig nahe,

gesund, geistreich, ohne Nahrungssorgen. Er ist nicht alt, seine Moralpredigten sind nicht das Resultat des Sinkens seiner Kräfte. Helfen will er, weil er überzeugt ist, es sei leicht „glücklich zu sein“, wenn man das, was das Unglück bei einem jeden ausmacht, überwindet mit Verstand und Entsagung! Ein Jeder hat eine Wunde, aus der er blutet. Tolstoi will nur das „Verbluten“ verhindern, versteht nur recht seine Worte! Das tropfenweise Hervorquellen ist der Angstschweiss unseres täglichen Gebährens. Täglich ist der Kampf und so soll es sein! Unseres Körpers Blut nährt den Boden, unser Herzeleid, unser Ringen soll uns erlösen. . . .

Summ, summ, wo willst Du hinaus, Eintagsfliege! Deine Leser werden Dich parteiisch nennen, wenn Du so fortfährst, den Goldfaden im Sonnenschein zu verfolgen. Schatten, Dunkel, Tod und Verderben sind ja aber auch durch Deine Bekenntnisse gewoben. Wie willst Du Dich rechtfertigen vor Tolstoi und denen, die schnurgerade das Gegentheil von dem glauben, was Du ihnen erzählt! . . .

O, es ist mir bange, ich gestehe es, nicht vor Euch, aber vor Ihm! Habe ich nur kleine Irrthümer begangen in Bezug auf einzelne unwichtige Vorkommnisse, so hat es wenig zu sagen. Der Graf zuckt dann die Achsel und es ist abgethan.

Aber habe ich es richtig getroffen mit dem Morgen- und Abendgebet seiner Herzensreligion? Ich fordere die heraus, welche vermessen genug sind, sein Seelenleben beschreiben zu wollen, und habe es selbst gewagt, einen Blick in sein Reich zu werfen! O Kirchthurmknopf, wie bist Du mir gefährlich ge-

worden! Besser wäre mir vielleicht geschehen, die Dohlen hätten mich zerstört, der Wind verweht, denn so bin ich, dem Naturgesetz zuwider, jahrelang täglich wieder lebendig aus meiner Asche hervorgegangen, und gaukle hin und her ruhelos. Lege Dich in's Grab, armes kleines Geschöpf! Dein Stimmchen hat ausgezirpt im Concert des Weisen! Verschwinde, und lass der Kritik Platz! Sie möge über Dich den Stab brechen, mir einerlei! Ich habe es hinausgerufen in die Welt, so wie ich den Grafen gesehen, gekannt und geliebt! Gebe mir Gott den Frieden!

Ende.

Druck von Otto Noack & Co. in Roitzsch.

Verlags-Catalog

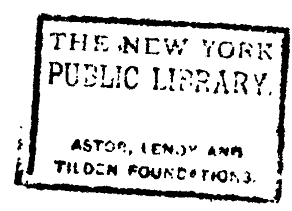
von

Siegfried Cronbach

1895

BERLIN W.

ie
n
h
s
t
d
b
n
t



Geschichte. Biographie. Kulturgeschichte. Reisen.

Arndt, F., Hardenbergs Leben und Wirken. Nach authentischen Quellen. IV u. 276 S. Gr. 8⁰. Brosch. 3 *M*.

Aus den sibirischen Bleibergwerken. Unedierte Briefe des zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilten russischen Prof. Vaszilij Jakszakov. Mit Zeichnungen und Autogramm des Verurteilten. 183 S. 8⁰. 1894. Brosch. 2,50 *M*, geb. 3,50 *M*.

Das *Leipziger Tageblatt* schreibt hierüber: Alle die grausigen, dem neunzehnten Jahrhundert zur Schmach gereichenden Zustände, welche in Sibirien herrschen und unter den Augen der Regierung fortbestehen, hat bereits George Kennan in seinem Buche «Sibirien» eingehend geschildert. Aber Kennans Schilderungen enthalten in sämtlichen drei Bänden nicht so viel Schrecknisse, Marterqualen und Niederträchtigkeiten aufgehäuft, als der vorliegende, nicht sonderlich umfangreiche Band, der die unedierten Briefe des zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilten russischen Professors Vaszilij Jakszakov enthält. Das Werk ist aus dem Ungarischen übersetzt und mit dem Facsimile, sowie verschiedentlichen Zeichnungen des Verurteilten versehen. Jakszakov ist das Opfer einer Gewaltthat der russischen Regierung geworden, die in ihm einen Teilnehmer an dem Komplott gegen den Zaren Alexander II. vermutete. Zwei Jahre hat er den Karren in den Bleibergwerken gezogen, ehe ihn der Tod erlöste. Seine Aufzeichnungen gelangten durch einen seiner Mitgefangenen, Baikaliev, dem er sie anvertraut und der später aus seiner Verbannung entfloh, an die Öffentlichkeit. Die einzelnen Abschnitte des Buches: «Unschuldig verurteilt», «Das Regierungssystem der Romanov», «Der Preis der Kost des Zaren», «Vor dem Thore Sibiriens», «Das Eisgrab von Krasznojarszki», «In den Bleibergwerken», «Die Flüchtlinge» u. s. w. wirken in ihrer knappen, schmucklosen Fassung doppelt erregend auf den Geist der Leser ein. *H. P.*

Bilbassow, B. v., Professor in St. Petersburg, **Geschichte Katharina II.** Bd. I (in 2 Halbbänden). Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von M. v. Pezold. Erste Abteilung. Katharina bis zu ihrer Thronbesteigung, 1729 bis 1762. X u. 543 S. Zweite Abteilung. Forschungen, Briefe und Dokumente. 184 S. Gr. 8°. Brosch. 12 *M*, eleg. geb. in Halbfranz 15 *M*. — Bd. II (in 2 Halbbänden). Deutsch von P. v. R. Erste Abteilung. Vom Regierungsantritt Katharinas, 1762 bis 1764. VII u. 615 S. Zweite Abteilung. Forschungen, Briefe und Dokumente. 1893/94. 376 S. Gr. 8°. Brosch. 18 *M*, eleg. geb. in Halbfranz 21 *M*.

Die *Neue Preufsische (Kreuz-) Zeitung* vom 1./1. 1893 schreibt: Das Bilbassow'sche Buch ist eine sehr erfreuliche Erscheinung in der russischen historischen Litteratur. Der Verfasser hat ebenso gründlich wie unbefangen seinen weitschichtigen Stoff anzufassen verstanden und alles überholt, was bisher über den Werdeprozefs der Kaiserin geschrieben worden ist. Überall erfährt unser Wissen Bereicherung, und es bleibt nur zu wünschen, dafs es Herrn Professor Bilbassow glückt, sein Werk zu Ende zu führen. Da der zweite Band im russischen Original noch nicht hat erscheinen können, wird man leider daran zweifeln müssen, wenn nicht Verhältnisse eintreten, die eine gröfsere Freiheit der Bewegung auf wissenschaftlichem Gebiete möglich machen. Die Darstellung ist durchweg würdig und fesselnd, mitunter etwas breit. Die reichlich gebotenen Beilagen an kritischen Untersuchungen, Briefen und Urkunden sind gut ausgewählt und sehr lehrreich. Die Sprache der Übersetzung, wie alles was aus Pezolds Feder stammt, ganz ausgezeichnet. Wir können das Buch allen Freunden historischer Lektüre nur dringend empfehlen. *Th. Schiemann.*

Litter. Centralblatt 1893, Nr. 2. Nachdem das russische Original dieses Buches, wie man hört, bis auf eine geringe Anzahl von Exemplaren auf Veranlassung der Zensurbehörde vernichtet wurde, hat die deutsche Ausgabe dieses Bandes ein um so gröfseres Interesse. Bei der ungewöhnlichen Ausführlichkeit, mit welcher hier die Vorgänge der Thronbesteigung der grofsen Kaiserin und der ersten Zeit ihrer Regierung erzählt werden, bei dem zum Teil völlig neuen Aktenmaterial, über welches der Verfasser verfügte, verdienen die Ausführungen Bilbassows die besondere Beachtung der Fachleute und des Publikums.

Bisland, E., Eine Blitzf[illegible]d um die Welt. 162 S. 8°. 1892. Brosch. [illegible], geb. 2 *M*.

Voss. Zeitung vom 27./5. [illegible] — Gerade in dieser Zeit, wo jeder Personendampfer unserer grofs[illegible]estädte Hunderte von Schaulustigen über den Ozean führt, verdient [illegible]ondere Beachtung die «Blitzfahrt rund um die Welt», welche Elisabe[illegible], Bisland anziehend schildert. (Berlin, Siegfried Cronbach). Eine sol[illegible]e anstrengende und aufregende Reise.

welche das Kunststück von Jules Vernes berühmten Helden in den Schatten stellt, ausgeführt und beschrieben von einer jungen Dame, die mutterseelenallein die Fahrt ohne jeglichen sogenannten Schutz antrat — das Wagnis kann nur von einer Amerikanerin unternommen worden sein, — sagt sich von vornherein der Leser, und so verhält es sich in der That. Miss Bisland gehört der Redaktion des zu New-York erscheinenden «Cosmopolitan Magazine» an, und am 14. November 1889 erhielt sie ganz plötzlich von ihrem Verleger den Auftrag, noch an demselben Tage ihre Blitzfahrt, die in ihrem Verlaufe so grofses Aufsehen erregte, anzutreten. Nur fünf Stunden blieben ihr zu den Vorbereitungen, dann hastig hinein in den Eisenbahnzug, der sie zunächst nach Chicago entführte, darauf nach San Francisco, von wo am 21. November die Dampferfahrt nach Japan begann. Doch wir wollen nicht im einzelnen die Reise und den steten Wechsel zwischen See und Eisenbahn verfolgen, sondern nur kurz hervorheben, dafs der Dampfer am 16. Januar glücklich Brindisi erreichte. Bei Dover betritt die Amerikanerin englischen Boden, doch unverzüglich geht die Blitzfahrt weiter nach Queenstown, von wo die Heimreise erfolgt. 76 Tage, also vier Tage weniger als Phileas Fogg, hat Elisabeth Bisland für ihre Reise um die Erdkugel gebraucht. Dabei war noch manche Verzögerung eingetreten, sonst hätte die Strecke noch in kürzerer Frist zurückgelegt werden können, und das Wunder des Weltverkehrs, das einst Jules Verne in prophetischer Phantasie erdichtet hatte, würde in noch erstaunlicherer Weise zur Wirklichkeit geworden sein. Die junge Amerikanerin, die auf der ganzen Reise der zartesten Rücksicht sich erfreute, schildert ihre Erlebnisse mit frischem Humor, und zugleich liefert sie den Beweis, dafs trotz der Blitzesschnelle ihr Zeit zu anziehenden Beobachtungen von Land und Leuten blieb.

Hamb. Nachrichten, 23. Oktober 1891. Manche unserer Leser werden sich erinnern, dafs im Jahre 1887 eine kühne junge Amerikanerin, Miss Bisland, eine Blitzreise um die Welt machte, um den Rekord J. Vernes in 80 Tagen zu übertreffen, was ihr auch gelungen ist, da sie die Reise mit Hilfe der modernen Verkehrsmittel in 75 Tagen absolvierte. Das Experiment, besonders da es von einer Dame gemacht wurde, rief [illegible] grofses Aufsehen hervor. Eine Frucht dieser Blitzreise ist das vorliegende Buch, welches mit frischem, feinem Humor, lustig plaudernd, uns die Erlebnisse der jungen Dame schildert. Man liest diese Reisebeschreibung wie einen spannenden Roman, so amüsant weifs die Verfasserin zu erzählen. Die deutsche Übersetzung ist sehr gut.

Fürst Bismarcks gesammelte Reden. 1847—1889. Bd. I 416 S. Bd. II 399 S. Bd. III 399 S. 8°. 1894. Eleg. in einen Band geb. mit Reliefportrait 3 *M.*

Vossische Zeitung vom 4./11. 93. Das Werk umfafst die Äufserungen Bismarcks von seinem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit, 1847, bis zum Scheiden vom Amte. Es ist keinerlei irgendwie wichtige Rede vergessen, und so bildet denn die Sammlung einen Band von mehr als 800 [illegible]en. In der Anordnung ist die Zeitfolge innegehalten und jede Rede mit einer Überschrift versehen, die kurz auf den Inhalt hindeutet. Für jeden, der an der Politik Anteil nimmt — und wer thäte dies heute

nicht? — ist das Werk von höchstem Werte, und der wohlfeile Preis ermöglicht jedermann die Anschaffung.

Schwäbische Chronik vom 17./11. 1893. Die gewaltigen Reden unser Altreichskanzlers verdienen es, durch volkstümliche Ausgaben auch jene Kreisen zugänglich gemacht zu werden, deren Verhältnisse gröfsere Ausgaben nicht gestatten. Wer diese neue Sammlung, die in hübschem Gewande auf dem Büchermarkt erscheint und die Reden Bismarcks aus fast einem halben Jahrhundert, 1847—1889, in geeigneter Auswahl enthält, einmal in die Hand genommen hat, wird sich immer wieder mit Vergnügen an sie wenden.

Diercks, Dr. Gustav, Die nordisch-germanischen Göttersagen. III. Aufl. 44 S. kl. 8⁰. 1894. Brosch. 0,75 *M.*

Neues Wiener Abendblatt vom 13./8. 94. In kurzer Zeit hat die anmutige, belehrende Studie mehrere Auflagen erlebt. Zweck derselben ist nicht wissenschaftliche Behandlung des ungeheuren Stoffes, aber sie erfüllt vollkommen ihr Ziel, in einfacher, leichtverständlicher Weise die Grundidee der germanischen Mythologie weiteren Kreisen näherzubringen. Von besonderem Reize wird die Lektüre allen jenen sein, welche, wie viele unserer Wiener Mitbürger, die nordischen Lande besuchten und die Stätten sahen, an die die Sagen sich knüpfen.

Hamburger Fremdenblatt vom 24./7. 1894. Dieser bereits im Jahre 1878 von dem Verfasser gehaltene Vortrag, welcher bald darauf im Druck erschien, wird sich auch noch in seiner dritten Auflage viele Freunde erwerben, namentlich jetzt, wo die Nordlandsfahrten modern geworden sind und jeden Sommer Touristen nach dem Lande der Mitternachtssonne fahren. Ihnen wird es eine interessante Lektüre auf der Reise sein, zu hören von den alten Sagen der Germanen, die von Island, der letzten Burg germanischen Heidentums, herübertönen. *Dr. O.*

Diercks, Dr. Gustav, Marokko. Materialien zur Kenntnis und Beurteilung des Scherifenreiches und der Marokko-Frage. VIII u. 228 S. 8⁰. 1894. Brosch. 3 *M*, geb. 3,75 *M.*

Danziger Zeitung vom 5./3. 1894. Mit Rücksicht auf den im Oktober vorigen Jahres entstandenen Melillastreit ist das Buch jetzt von doppeltem Interesse. Unter Verzicht auf allen feuilletonistischen Aufputz sind die markierenden Züge des Charakters und Landes, der Elemente, aus denen sich die Bevölkerung zusammensetzt, die notwendigsten Daten, welche ein geschichtliches Bild der Entwickelung geben, die eigenartigsten Erscheinungen der heutigen Kultur, die politischen und religiösen Zustände des Scherifenreiches, seine wirtschaftlichen Verhältnisse und einige von denjenigen internationalen Verträgen, welche bei den jetzt schwebenden Verhandlungen zwischen Spanien und Marokko von besonderer Wichtigkeit sind, klar und sachlich geschildert. Das Buch ist von hohem Interesse.

Deutsche Geogr. Blätter Bd. XVII, Heft 3. Bei dem vielseitigen Interesse, welches das an Europa so nahe heranreichende marokkanische erweckt, ist es ohne Zweifel ein zeitgemäfses Unternehmen, in

inem mäfsig starken Bande eine Darlegung aller derjenigen Verhältnisse zu geben, welche auf die Teilnahme des grofsen Publikums rechnen können, vorausgesetzt, dafs der Verfasser über die nötige Sachkenntnis verfügt. Bei Herrn G. Diercks ist dies unbedingt der Fall. Denn wenn er auch das Land nicht aus eigener Anschauung kennt, so hat er doch seit längerer Zeit die Quellenwerke über Marokko wie überhaupt Nordafrikas eifrig und sorgfältig studiert und durch eine Reihe von Schriften den Beweis erbracht, dafs er namentlich die Kulturverhältnisse dieses wichtigen Gebietes in Vergangenheit und Gegenwart ausgezeichnet kennt und richtig beurteilt. Der Leser darf sich also der Führung von G. Diercks getrost anvertrauen und wird es um so lieber thun, als er in dem bezeichneten Buche eine lebhafte, flüssige Darstellung findet und durch kein gelehrtes Beiwerk belästigt wird. [illegible]

Diercks, Dr. Gustav, Geschichte Spaniens von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Bd. I, 29 Bog. Gr. 8°. 1895. Brosch. 7,50 *M.* Band II erscheint Ostern 1895.

Die geschichtliche Litteratur, welche sich auf Spanien bezieht, ist beinahe unübersehbar; es giebt viele grofse Spezialwerke, deren Bände nach Zehnern zählen; hunderte von mehr oder minder umfassenden Schriften behandeln einzelne Perioden, wie z. B. die Geschichte Philipps II. Wer sich jedoch rasch über Einzelheiten der Geschichte unterrichten, die grofsen Perioden schnell überblicken, das ganze geschichtliche Leben der Spanier übersehen will, sucht vergebens nach einem geeigneten, dem heutigen Stande der Forschung entsprechenden und ihre Ergebnisse berücksichtigenden Werke. Es sind ja allerdings einige auf spanischen Schulen angewandte Kompendien neueren Datums vorhanden, dieselben entbehren jedoch ihrer Natur nach der für den höher Gebildeten erforderlichen Objektivität so sehr, dafs selbst in Spanien der Mangel eines rasch informierenden zuverlässigen Geschichtsbuches schwer empfunden wird.

Friedrichs des Grofsen ausgewählte Werke. 2 Bände. Klassikerformat. XXIV u. 535 S., 575 S. 7,50 *M.*

Inhalt: Antimacchiavelli oder Widerlegung der Regierungslehre des Macchiavelli. — Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg. — Vom Militärwesen vom Anfange an bis zu dem Ende der Regierung Friedrich Wilhelms. — Von dem Aberglauben und der Religion. — Über Sitten, Gewohnheiten, Kunstfleifs etc. — Die Urbewohner der Mark. — Der Fürstenspiegel. — Abhandlung über die Einführung und Abschaffung der Gesetze. — Versuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten. — Briefwechsel. — Gedichte. — Kabinetsbefehle und kleine Zuschriften.

Green, John Richard, Geschichte des englischen Volkes. Nach der verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von E. Kirchner. Mit einem Vorwort

von A. Stern, Professor am Polytechnikum in Zürich. 2 Bände. XVII u. 547 S., VI u. 531 S. Gr. 8⁰. 1889. Brosch. 10 *M*, in Leinen geb. 13 *M*, in Halbfranz geb. 14 *M*.

Blätter für litter. Unterhaltung. Im Takte der Auswahl des Stoffes, in dem nicht übertroffenen Geschick seiner Gruppierung, in der Kunst der schlichten, sich nur in kurzen Sätzen bewegenden und doch so ungemein plastischen Darstellung scheint das Buch mir ein Gegenstand, des eifrigsten Studiums wert. Denn wenn auch die Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit der Erzählung Naturgabe ist, so können und sollen die anderen Eigenschaften, durch die Greens Geschichte sich auszeichnet, erworben werden. Nur auf das Wärmste ist die «Geschichte des englischen Volkes» zu empfehlen. Sie gewährt litterarischen Hochgenufs und reiche Belehrung.

Die Gesellschaft 1889. Heft 7. Wir schulden dem Übersetzer Dank dafür, dafs er dieses gediegene, in seiner Art einzig dastehende Werk durch seine Übertragung weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Das prächtige Werk, das in seiner Art geradezu klassisch genannt zu werden verdient, hat Anspruch auf weiteste Verbreitung und sei der Beachtung bestens empfohlen.

Seemanns Litterar. Jahresbericht. Der Verfasser des in England mit ungeteilter Begeisterung aufgenommenen Werkes will nicht eine Geschichte der englischen Könige oder der englischen Eroberungen, sondern des englischen Volkes schreiben, und zieht es infolge dessen vor, über die Einzelheiten ausländischer Kriege und diplomatischer Verhandlungen, über die persönlichen Abenteuer von König und Adel u. s. w. leicht hinwegzugehen, dagegen ausführlich bei den Begebenheiten des konstitutionellen, intellektuellen und sozialen Fortschritts zu verweilen und die Gestalten des Missionärs, des Dichters, des Buchdruckers, des Kaufmanns, des Philosophen in den Vordergrund zu rücken. In dieser Betonung des kulturgeschichtlichen Momentes liegt die Eigenart von Greens Hauptwerk, welches sich aufserdem durch umfassende Gelehrsamkeit, Hoheit der Gesinnung, künstlerische Gruppierung des Stoffes und hinreifsende Darstellung auszeichnet. Es ist daher ein anzuerkennendes Verdienst der Verlagshandlung, dafs sie diese Geschichte des stammverwandten Volkes in wohlgelungener Übersetzung der deutschen Leserwelt zugänglich gemacht hat. Eine kurze Biographie und Würdigung Greens aus der Feder A. Sterns ist der deutschen Ausgabe voraus geschickt. *G.*

Jonin, Alexander, Durch Süd-Amerika. Reise- und kulturhistorische Bilder. Band I. Die Pampaländer. Autorisierte und vom Autor bis auf die neueste Zeit vervollständigte Ausgabe des russischen Originals. Übersetzt von M. v. Pezold. 60 Bogen gr. 8⁰. 1895. 15 *M*.

Der Autor dieses hervorragenden Werkes war lange Jahre Gesandter des Russischen Reiches in Südamerika und hat diese Zeit in

reichlichem Maße benutzen können zur Kenntnis von Land und Leuten, von staats- und wirtschaftlichen Dingen, und so ein Werk geschaffen, wie es von dieser Tiefe an Sachkenntnis und Erfahrung noch nicht vorhanden ist. Das Ganze bietet ein Kaleidoskop von Bildern der Natur, der Sitten und der Politik dieser Völker und Staaten, und ist so glänzend geschrieben, daß der Leser es kaum aus der Hand legen kann.

Das Russische Original ist vor einem Jahre erschienen und bereits vergriffen.

Für diese Deutsche autorisierte Ausgabe hat der Autor mehrere Kapitel neu hinzugefügt, die über Argentinien und seine finanzielle Lage bis auf den heutigen Tag berichten.

Kayserling, Dr. M., Christoph Columbus und der Anteil der Juden an den spanischen und portugiesischen Entdeckungen. VII u. 162 S. 8⁰. 1894. Brosch. 3 *M.*

Bohemia vom 12./8. 1894: Die Frage, welchen Anteil der jüdische Stamm an den spanischen und portugiesischen Entdeckungen genommen, wurde wohl bereits früher aufgeworfen, aber mit besonderer Rücksicht auf Columbus und die Entdeckung der Neuen Welt bisher nicht eingehend erörtert. In dem vorliegenden Buche befaßt sich nun der Verfasser speziell mit dem letzteren Umstande und weist mit Benutzung von bisher noch ungedruckten Quellen nach, daß der Anteil dieses Volksstammes an den erwähnten Entdeckungen, sowohl was die materielle Unterstützung, als auch was die Vervollkommnung des Seewesens betrifft, und endlich auch in Bezug auf die aktive Anteilnahme als Seeleute ein hervorragender genannt werden muß. Als Beitrag zur Geschichte der Entdeckungen im allgemeinen und der Entdeckung der Neuen Welt insbesondere, sowie zur Geschichte der Juden verdient diese Schrift Beachtung.

Кеннана, Георга, СИБИРЬ! — Переводъ Д-ра Генр. Руз и Д-ра Алекс. Вольфа. XV u. 467 S. 8⁰. 1891. 7.50 *M.*

Kennan, George, Sibirien! — Band I. Deutsch von E. Kirchner. 12. Auflage. IX u. 267 S. 8⁰. 1891. Brosch. 3 *M*, geb. 4 *M.*

Inhalt: I. Über die russische Grenze. II. Die Ebenen und Gefängnisse Westsibiriens. III. Die Steppen des Irtisch. IV. Meine Begegnung mit politischen Verbannten. V. Die Verbannung auf administrativem Wege. VI. Das Etappengefängnis zu Tomsk. VII. Politische Verbannte und gemeine Verbrecher zu Tomsk. VIII. Das Leben auf der großen sibirischen Heerstraße. IX. Das Leben der auf administrativem Wege Verbannten. X. Verbannte auf Irkutsk.

Kennan, George, Sibirien! — Band II. Deutsch von E. Kirchner. 9. Auflage. IV u. 218 S. 8⁰. 1891. Brosch. 3 *M*, geb. 4 *M.*

Inhalt: I. Die russische Polizei. II. Eine Fahrt durch Trans-

baikalien. III. Die Minen von Kara. IV. Das Freikommando der Karaminen. V. Staatsverbrecher in den Karasilberminen. VI. Die Geschichte der politischen Gefängnisse zu Kara. VII. In ostsibirischen Silberminen. VIII. Abenteuer in Ostsibirien.

Kennan, George, Sibirien! — Band III. Mit dem Portrait des Verfassers. Deutsch von E. Kirchner. 4. Auflage. 1892. X u. 259 S. 8⁰. Brosch. 3 *M*, geb. 4 *M*.

Inhalt: I. Die neueste sibirische Tragödie. II. Eine Winterreise durch Sibirien. III. Meine letzten Tage in Sibirien. IV. Der Grofslama von Transbaikalien. V. Russische Censur. — Anhang: 1. Gefängnisleben der russischen Revolutionäre. 2. Russische Provinzialgefängnisse. 3. Ein russisches politisches Gefängnis. 4. Russische Staatsgefangene. 5. Das russische Strafgesetzbuch.

«*Gaea*» 1890. Heft III. Um sich von Sibirien und dem unsäglichen Elende einen Begriff zu machen, dem dort Tausende und abermals Tausende von Menschen verfallen, unter denen nicht wenige sind, die eher alles andere als solches Loos verdienen, mufs man dieses Buch lesen. Ein Freund der russischen Regierung, ist der Verfasser ausgegangen, um Sibirien und seine Einrichtungen kennen zu lernen, was er dort sah und hörte, hat freilich seine Ansichten sehr verändert. Das Werk hat bereits ungeheures Aufsehen in der ganzen gebildeten Welt gemacht, hoffen wir, dafs es seine Wirkung nicht verfehlen wird.

Litterarisches Centralblatt No. 44. Dem früher herausgegebenen Bändchen läfst der Verfasser dieses neue folgen mit ganz gleichartigem Inhalt und in der nämlichen gemeinverständlichen Erzählungsform. Nach einem Einleitungsabschnitte über die Organisation der im ganzen, wie man sieht, recht wenig leistenden russischen Polizei folgen Beschreibungen der Fahrt, welche der Verfasser durch Transbaikalien nach den Karaminen unternahm (mit einer hübschen Schilderung eines kurzen Besuchs in der chinesischen Grenzstadt Maimatschin), dann eine solche der Goldseifen an der Kara, einem Nebenflüfschen der Schilka, der beschwerlichen Weiterreise nach Nertschinsk, der dortigen Silberbergwerke, endlich der Rückfahrt nach Irkutsk. Hauptgegenstand ist dem Verfasser auch diesmal der wahrheitsgetreue Bericht über die Zustände der sibirischen Verbannten. Selbst in der russischen Litteratur wird man wohl (aus naheliegenden Gründen) über die Zwangsarbeiten in den dem Zaren persönlich gehörenden Minenbezirken Südost-Sibiriens, insbesondere auch über die entsetzlichen Einrichtungen der dortigen Gefängnisse nichts Lehrreicheres lesen können. Hier wird nichts verhüllt, aber allem Anschein nach auch nichts übertreibend dargestellt. Um so wirkungsvoller ist hoffentlich dieser Appell an die Menschlichkeit.

Berliner Börsen-Zeitung: 491. 20./10. 1889. Schon der Name Sibirien macht eigentlich erschauern, allein wahrhaft gruselig sind die Schilderungen dieses Mannes, der hier seine Erlebnisse erzählt. Klingen sie doch fast wie die Ausgeburt einer höllischen Phantasie, diese Erzählungen, denn unsägliches Menschenelend ist es, was wir da finden, welches mit Selbstmord oder Wahnsinn endet. Trostlos und erschaudernd ist es, wenn man bedenkt, dafs nicht Verbrecher allein es sind, welche

ieses Elend zu erdulden haben, sondern Opfer einer autokratischen egierung — Leute, die, wie ein höherer russischer Beamter sich äufserte, unter anderen Verhältnissen ihrem Vaterlande unschätzbare Dienste isten könnten». Und nicht als Verbannter ging Georg Kennan nach ibirien, sondern als Freund der russischen Regierung; er sah und hörte, ..lierte und sammelte das beste statistische Material und — kehrte als eind dieses absoluten Regierungssystems zurück, denn er hatte seine uchwürdigen Folgen erkannt. Das Buch ist hochinteressant, lehrreich nd fesselnd zugleich.

Kennan, George, Zeltleben in Sibirien und Abenteuer unter den Korjäken und anderen Stämmen in Kamtschatka und Nordasien. 4. Auflage. X u. 355 S. 8⁰. 1892. Brosch. 4 *M*, hoch eleg. geb. 5,50 *M*.

Kath. Schulzeitung vom 19./1. 1894. George Kennan, der sich urch seine neueren Aufsätze über «Sibirien» als gewandter Schriftsteller, ühner Forscher, unerschrockener Amerikaner einen Namen erworben at, berichtet in diesem seinem älteren Werk über seinen zweijährigen Aufenthalt in Nordost-Sibirien, das er im Dienste einer russisch-amerikanischen Telegraphengesellschaft bereiste. Seine Erzählung macht keine Ansprüche auf wissenschaftliche Genauigkeit oder auf tiefere Forschung rgend welcher Art, sondern will nur eine klare und genaue Vorstellung on den Bewohnern, der Scenerie, den Sitten und Gebräuchen und der llgemeinen äufseren Gestaltung des verhältnismäfsig noch unbekannten andes vermitteln. Aber nicht allein was der Verfasser erzählt, ist nteressant, sondern auch wie er es erzählt. Köstlicher Humor würzt ft die frische, lebendige Darstellung. Kein Leser wird das bis zu den etzten Blättern fesselnde Buch unbefriedigt aus der Hand legen, vielmehr wiederholt nach der unterhaltenden Lektüre greifen. Möge diese wertvolle schriftstellerische Leistung auch in Deutschland die Anerkennung und Verbreitung finden, die sie in ihrem Vaterlande schon gefunden hat.

— *l.*

Bl. f. höheres Schulwesen XI. 1894. No. 5. Im Dienste der russisch-amerikanischen Telegraphengesellschaft hat Kennan im Jahre 1885 u. f. Nordost-Sibirien bereist und hat in dem vorliegenden Werke seine Erfahrungen und Beobachtungen niedergelegt. Selten habe ich ein Buch mit so viel Genufs und Interesse gelesen. Den Worten des Übersetzers, dafs nicht nur das, was Kennan erzählt, interessant ist, sondern auch, wie er erzählt, kann ich mich aus ganzem Herzen anschliefsen. Man bekommt beim Lesen ein vollständiges Bild der geographischen Verhältnisse Sibiriens, und mancher, der unter Sibirien noch heute sich nur eine Schnee- und Eiswüste vorstellt, kann sich hier eines Besseren belehren lassen. Das Buch möge zur Anschaffung für Bibliotheken, sowohl Lehrer- wie Schülerbibliotheken warm empfohlen werden. Es wird sicher zu einem der vielgelesensten Bücher gehören.

Krause, W., Deutschlands Kaiser von Karl dem Grofsen bis Wilhelm II. Synchronistische Zusammenstellung der wichtigsten Begebenheiten in Deutschland und den

fremden Staaten mit besonderer Berücksichtigung der sozialen Entwickelung und des Kulturlebens. 3. bis auf die neueste Zeit fortgeführte Auflage. 73 S. gr. 8⁰. 1892. Brosch. 1 *M.*

Von der gesamten Kritik äufserst günstig empfohlen.

Nagradow, W. J., Moderne russische Censur und Presse vor und hinter den Coulissen. XXVIII u. 482 S. 8⁰. 1894. Brosch. 6 *M.*

Blätter für litterarische Unterhaltung vom 21./6. 1894. Ein gar trauriges und düsteres Gemälde ist es, das in dem vorliegenden Buche vor unsern Augen entrollt wird, — ein Gemälde, welches das höchst unerquickliche Bild, das sich die Westeuropäer mit Ausnahme etwa der in dem Verbrüderungstaumel schwelgenden Franzosen von den modernen russischen Verhältnissen machen, noch tief in den Schatten stellt. Gleichwohl haben wir nicht die geringste Veranlassung, an der geschichtlichen Treue der von Nagradow entworfenen Schilderung irgendwie zu zweifeln, denn er ist ein Russe und hat aus dem vollen Leben geschöpft. Was er sagt, das hat ihn die Erfahrung gelehrt; er hat lange genug in seinem Vaterlande gelebt, um sich einen genauen Einblick in das Thun und Treiben der unumschränkt und zügellos in ihm waltenden Tschinowniki (Beamten) zu verschaffen; er ist selbst oft genug mit der hochnotpeinlichen Censur in Berührung gekommen, um sich ein mafsgebendes Urteil über ihr Vorgehen zu bilden. Er sieht überdies nicht durch die Brille des Nihilismus. Weit entfernt davon, den wirren und an der Oberfläche haftenden Anschauungen der extrem radikalen Partei zu huldigen, erklärt er ihr vielmehr, selbst auf die Gefahr hin, als ein Rückschrittler verschrieen zu werden, offen und unzweideutig den Krieg; er bekämpft sie auf Leben und Tod, weil sie das Banner des wüstesten Terrorismus aufpflanzt, sich auf den rohen Standpunkt der Vergeltungstheorie stellt, den Teufel durch Beelzebub austreiben will, und tritt aufs entschiedenste und eindringlichste für die gesetzliche Bekämpfung der abnormen Zustände ein.

Philippson, Martin, Professor Dr., **Ein Ministerium unter Philipp II.** Kardinal Granvella am spanischen Hofe. 38 Bogen gr. 8⁰. 1895. Preis 12 *M.*

Dieses Werk des bekannten Autors behandelt zum ersten Male eingehend die entscheidendsten Jahre Philipps II. von Spanien (1579—86), in welchen er Portugal erobert, die katholische Liga in Frankreich unterstützt, in Deutschland der Gegenreformation zum Siege verhilft, die Unbesiegbare Armada dann gegen England ausrüstet, und dies alles unter der Anleitung des energischen Ministers, des Kardinals Granvella, den man sonst nur von seiner Thätigkeit in den Niederlanden her kennt.

Pypin, A. N., Die geistigen Bewegungen in Rufsland in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Band I. Die russische Gesellschaft unter Alexander I. Aus

dem Russischen übertragen von Professor Dr. Boris Minzes (Sofia). Autorisierte Übersetzung. XXVI u. 690 S. Gr. 8°. 1894. Brosch. 12 M.

Ein eigenartiges, namentlich den Historiker und Politiker interessierendes Werk, welches zum Verständnis des russischen Volkes und der Bestrebungen der Gebildeten in der russischen Gesellschaft wesentlich beitragen wird.

Renan, Ernest, Geschichte des Volkes Israel. Autorisierte Ausgabe. Deutsch von E. Schaelsky. Vollständig in 5 Bänden. 421 S., 511 S., 510 S., 380 S., 408 S. Gr. 8°. 1894/95. Brosch. 30 M, in Halbfranz geb. 41,25 M.

Wüfste das grofse Publikum, welch eine Fülle von Wissen, von neuen Gesichtspunkten, von grofsartigen, treffenden Vergleichen mit der Gegenwart in diesem geistvollen, wissenschaftlichen, aber durchaus volkstümlich geschriebenen Werke hervortritt, so würde es trotz des Titels, welcher in der «Antisemitenzeit» nicht fair ist, welches aber ebenso treffend Geschichte der Menschheit oder der Civilisation benannt werden könnte, die Lektüre dieses glanzvollen Werkes nicht verschmähen.

Aber der gröfsere Teil des deutschen Publikums hat leider wenig Sinn für gute Bücher, läfst sich an den kurzen Auszügen in den Zeitungen Genüge sein und liest — wenn überhaupt — höchstens Romane und Sensationsschriften. In Frankreich ist von diesem Werke, welches sich jeder Gebildete nicht nur anschafft, sondern auch liest, bereits das zwanzigste Tausend erschienen, während in Deutschland nur eine ganz kleine Gemeinde bisher Notiz von demselben genommen hat. Nicht eine Geschichte für Israel, sondern eine Geschichte des Volkes Israel, aus welchem das Christentum und die Civilisation überhaupt hervorgegangen ist, hat Renan geschrieben, und hierfür sollte jeder Gebildete Interesse haben.

Herr Pastor Stage, Prediger an der Dankeskirche zu Berlin, schliefst eine Beurteilung in der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* wie folgt:

Eins aber ist sicher, wenn irgend ein Werk Sympathie erwecken kann für die eigenartige Geschichte der alttestamentlichen Religion und des alttestamentlichen Volkes, so ist es dieses. Es ist wissenschaftlich gut fundiert und zeigt, wie wenige derartige Werke, eine geistvolle und überaus fesselnde Darstellungsweise. Die Verlagshandlung hat dem Buche eine seiner Bedeutung würdige, splendide Ausstattung gewährt.

Settembrini, Luigi, Erinnerungen aus meinem Leben. Mit einer Vorrede von Francesco de Sanctis. Nach der 9. Auflage des Italienischen. Deutsch von E. Kirchner. Autorisierte Ausgabe. 2 Bände. 1892. 328 S., 347 S. 8°. Brosch. 10 M, in Halbfranz geb. 14 M.

Nord und Süd Bd. LXIV. Heft 19. Dieses Buch, sagt der Übersetzer in der Vorrede, will dem deutschen Publikum einen jener

Patrioten, und zwar der Edelsten einen, näher bringen, die ihrem Vater-lande ihr Leben gewidmet, dem Einigungswerke Italiens Gut und Blut geopfert haben.

Und das deutsche Publikum kann dem Übersetzer nur dar dafür sein, denn das Buch hält mehr, als es verspricht, es ist ein gemälde von hervorragender historischer Bedeutung, wie es farbenre packender nicht gedacht werden kann.

Karl Hillebrand sagt von dem Buche: «Wer sich einen B machen will von den neapolitanischen Zuständen von 1830—1860, lese das Buch. Auch wer gegen das heutige Italien, das so wenig dem vielen Versprochenen zu halten scheint, gerecht sein will, s es lesen.»

Aber auch wer sich nicht für Politik und geschichtliche wickelung interessiert, sagt mit Recht der Übersetzer, wird in meisterhaften Erzählung, den plastischen Schilderungen Settemb aufserordentlich viel Anziehendes und Fesselndes finden und nicht un können, den glühenden Patrioten, den armen Märtyrer, den naiven fühlsmenschen, den zärtlichen Gatten und Vater lieb zu gewinnen das wärmste Interesse für ihn zu empfinden.

Was ein Mensch vermag, der von einer grofsen Idee getrag für sie lebt und kämpft, wird man ergreifender kaum dargestellt find... als in diesem herrlichen Buche.

Die Übersetzung ist vorzüglich.

Litter. Centralblatt 1893, Nr. 2. Die «Erinnerungen» sind das Werk eines der edelsten Männer und gröfsten Patrioten Italiens, der in idealer Hingebung Not und Kerker für sein Vaterland und dessen Einigung ertrug. Sie liefern zugleich ein Zeitbild der traurigen und ver-kommenen Bourbonenherrschaft im Königreiche beider Sicilien. Das Werk ist anziehend geschrieben, zeigt ein treffliches Talent der Be-obachtung und Darstellung, ein naives Gemüt und grundgutes, warm-fühlendes Herz. Dafs es in dem nicht stark Bücher kaufenden Italien eine neunte Auflage erlebte, spricht wohl mit am meisten für seinen Wert. In der vorliegenden Übersetzung ist das Buch, welches von glühender Vaterlandsliebe beseelt und von Selbstvergessen getragen wird, den deutschen Lesern nicht genug zu empfehlen. *P. H.*

Stern, Alfred, Professor an der Universität in Zürich, **Das Leben Mirabeaus.** 2 Bände. XIII u. 322 S., IV u. 329 S. Gr. 8⁰. 1889. Brosch. 10 *M.*, in Halbfranz geb. 14 *M.*

Aus einer Besprechung von Erich Marks in der *Münchener Allgemeinen Zeitung*. Ein Leben Mirabeaus in seinem vollen Umfange, kritisch vorbereitet, historisch aufgefafst und dargestellt, hat es vor dem Afred Sterns nicht gegeben, fein, im höchsten Sinne eines Tocqueville und Loménie, geistreich und tief, hat Albert Sorel im grofsen Zusammen-hange seines Werkes über Europa und die französische Revolution (II, 1887) kürzlich Mirabeaus politische Rolle in einem glänzenden Kapitel behandelt; eine wirkliche Biographie hat auch er keineswegs überflüssig gemacht. Es ist ein hohes Verdienst unseres Landsmannes,

dafs er sie und wie er sie uns geschrieben hat. Man sagt nicht zu viel, wenn man feststellt, dafs dieses Werk Sterns unter den Darstellungen, welche das Jahr 1889 zur Revolutionsgeschichte hervorgetrieben hat, an Umfang und Bedeutung der Aufgabe und an wissenschaftlicher Strenge und Höhe der Arbeit die erheblichste ist: ich glaube, nicht auf deutschem Boden allein.

Aus *La Justice* 29./9. 90. (Paris.) Il faut signaler une excellente biographie de Mirabeau, en langue allemande, par M. Alfred Stern, professeur à l'Université de Zurich. L'estimable travail de MM. de Loménie ne peut dispenser de lire l'ouvrage de M. Stern, d'abord parce qu'il s'arrête au seuil de la Révolution, et ensuite parce qu'il est touffu, surabondant, plus consciencieux qu'intéressant. M. Stern a résumé ce qu'on savait avec une précision exquise, et il a tiré des diverses archives beaucoup de détails caractéristiques que n'avaient connu ni MM. de Loménie ni Lucas-Monsigny. Son livre est bien composé, admirablement proportionné, nullement surchargé d'érudition sans néanmoins qu'aucune des références utiles fasse jamais défaut. Ce sont là justement les qualités qui manquent davantage aux écrivains allemands, et M. Stern les possède au plus haut degré. Certes, je ne suis pas de son avis sur tous les points: mais je me plais à reconnaître que nous n'avons en France aucune biographie qui donne une idée aussi complète et aussi uste de l'ensemble de la vie et de l'œuvre de Mirabeau.

Albert Sorel (*Le Temps* vom 16. August 1890). Je trouve, pour m'y aider, un secours très efficace dans un travail excellent de M. le professeur Stern de Zurich. M. Stern est un érudit et un critique qui sait composer et qui sait écrire. Il a donné, en deux volumes très substantiels et cependant d'une lecture facile, la biographie la plus complète, la plus large et la plus équitable qui ait été faite de Mirabeau (1). C'est une œuvre d'historien et un livre traduire. Les proportions surtout et les rapports généraux y sont remarquables; j'y reviendrai par la suite, avec le volume que M. de Loménie nous annonce et qui traitera de la Révolution. En ce moment, je ne considère que le Mirabeau de l'ancien régime, celui qui subit, dans un monde en décomposition, une délirante fièvre de croissance.

Deutsche Worte 1890, Heft 7. Die Gestalt Mirabeaus wird für immer zu den interessantesten der französischen Revolution gehören, und es ist eigentlich zu verwundern, dafs die biographische Forschung nicht mehr sich mit ihm beschäftigt hat, als es bisher geschehen ist. In deutscher Sprache ist zweifellos das vorliegende Buch Sterns das beste. Angeregt zu einer Revision der Gesamtanschauung des Lebens Mirabeaus wurde Stern durch die Arbeit Louis de Loménies: Les Mirabeaux, die von seinem Sohne Charles fortgesetzt wird. Daneben hat Alfred Stern es nicht versäumt, die Hilfsmittel, die ihm die Bibliotheken und Archive in Paris, Wien, Berlin und Zürich boten, aufs Fleifsigste und Gewissenhafteste zu benützen. Endlich haben wir es bei dem Buche mit einer Arbeit zu thun, die nicht allein auf gelehrten Grundlagen ruht, sondern auch angenehm zu lesen ist. Es ist eine Lektüre, die belehrt und Genufs gewährt. Dem Bedauern darüber, dafs Mirabeaus Schriften noch nicht kritisch gesammelt sind, mufs man sich anschliefsen. Dabei drängt

sich unwillkürlich der Gedanke auf, ob nicht gerade Stern der geeignete Mann wäre, eine solche Sammlung und Sichtung zu unternehmen. Nachdem die Franzosen diese Arbeit hundert Jahre unterlassen haben, wird sie wohl ein Deutscher in die Hand nehmen müssen.

Stern, Bernhard, Vom Kaukasus zum Hindukusch. Reisemomente. Mit 12 Vollbildern und 33 Textillustrationen nebst einem Anhang: Kaukasische Marschrouten. VII u. 322 S. 8⁰. 1893. Brosch. 6 *M*, eleg. geb. 7 *M*.

Die *Blätter für litterarische Unterhaltung* 1892 No. 46 schreiben: Im Plauderstil geleitet uns der Verfasser von der unteren Wolga über das Kaspische Meer zu Kreuz- und Querzügen durch den Kaukasus und seine beiderseitigen Vorlande, sodann in die transkaspischen Wüsten und Flufsoasen des südlichen Turan bis nach Samarkand. Persönliche Reiseerlebnisse wechseln ab mit Schilderungen der durchstreiften Gegenden, der besuchten Städte und ihrer Bewohner. Verfolgt auch die Darstellung keine höheren Ziele, so bietet sie doch immerhin ein Kaleidoskop des Wirklichen, der frischen Gegenwart. Am meisten fesseln die turanischen Schilderungen, weil hier durch den ganz militärisch von General Annenkoff ausgeführten grofsartigen Eisenbahnbau so urplötzlich wenig oder kaum bisher bekannte Räume (wie das Oasenland Merw) in Berührung mit europäischer Kultur, in den Bereich des Weltverkehrs treten. Ein Anhang erörtert ausführlich «kaukasische Marschrouten» für den Touristenzweck.

Das *Leipziger Tageblatt* vom 8./12. 92: Es sind fesselnde Bilder aus dem Osten, welche der Verfasser in diesem Werk an uns vorüberziehen läfst. Nicht mit trockenen Reisebeschreibungen darf man die lebendigen, fein ausgearbeiteten Federskizzen vergleichen, die den Leser «vom Kaukasus zum Hindukusch» geleiten. Mag Bernhard Stern mit uns die grusinische Heerstrafse entlang wandern, mag er einen Sonntag in Tiflis schildern, oder Samarkand, das Wunderland, vor unseren Augen auftauchen lassen, immer weifs er durch seine spannende Schreibweise zu interessieren und durch die vielseitigen Beobachtungen über Land und Leute anzuregen. Kleine Kabinetstücke sind die Momentbilder: «Auf dem Kasbek», «An den Ufern des Terek», «In der turkmenischen Steppe» etc. Sie sind stimmungsvoll abgerundet und charakterisieren besser als manche langatmige Beschreibung. Dem Buch sind zahlreiche Illustrationen und eine Übersicht über die kaukasischen Marschrouten beigegeben.

Westermanns Monatshefte vom Juni 1893. Dieses Buch Bernhard Sterns bietet einen Einblick in die Städte von der Wolga bis zum Wunderlande Samarkand, blendend durch Farbenpracht und eine Fülle historischer Notizen, wie sie in ähnlichen Werken nur selten zu finden sind. So soll der Reisende schildern wie Stern: man wandelt gleichsam an seiner Seite und sieht nicht blasse Schatten, hört keine leeren Namen, sondern gewahrt das farbenbunte Lebensspiel selber. Freilich, die paar angefügten Momentbilder, mehr Gedichte in Prosa voll grofsartigen Schwunges, beweisen, dafs in dem Verfasser auch ein Stückchen eines

deskriptiven Poeten steckt. Jedenfalls verdient dieses seinem Werte entsprechend würdig ausgestattete Buch die Gunst vieler Leser.

Stern, Bernhard, Die Romanows. Intime Episoden aus dem russischen Hofleben. VIII u. 321 S. 8⁰. 1893. Brosch. 3,50 M, geb. 4,50 M.

Die *Vossische Zeitung* vom 13./5. 93 schreibt: Das Buch bringt nicht eigentlich Neues, aber es giebt die Thatsachen in kritischer Sichtung, und dem Verfasser ist zu statten gekommen, dafs er des Russischen kundig ist. Der Leser findet hier übersichtlich vereinigt, was er sich sonst aus vielen zum Teil wenig zugänglichen Schriften zusammensuchen müfste. Wie die öden, wüsten, quälenden Träume eines Fieberkranken ziehen diese Geschichten an uns vorüber; von ihnen gilt, dafs sie weder wahrscheinlich noch glaubhaft, aber doch wahr sind.

Stern, Bernhard, Fürst Wladimirs Tafelrunde. Altrussische Heldensagen mit Einleitung und Bibliographie. L u. 219 S. 8⁰. 1892. Brosch. 3,50 M.

Bohemia. Eine Auswahl interessanter altrussischer Heldensagen, deren loser Zusammenhang lediglich durch den Typus der Darstellung und den passiven Mittelpunkt der Heldenlieder, den Fürsten Wladimir, hergestellt ist. Es ist eine Analogie zu unserer Artus- und Gralssage, obwohl der Charakter der russischen Helden (Bogatyrs), dem Lande und den Volksanschauungen entsprechend, grundverschieden von jenen ist. Die Übersetzung kann meisterhaft genannt werden. Die Sprache ist klar und wohlklingend. Das klassische Werk ist daher nicht nur für den Litterarhistoriker von Bedeutung, es wird auch dem Laien grofses Interesse darbringen. Wir begegnen in den Heldenliedern (Bylinen) wunderhübschen Vergleichen, die uns im Deutschen fremd sind. Die ständigen, sehr bezeichnenden Epitheta, Wiederholungen, Anachronismen und köstlicher Humor sind äufserst ergötzlich.

Stern, Bernhard, Aus dem modernen Rufsland. 168 S. 8⁰. 1893. Brosch. 2 M.

Inhalt: Die Aussätzigen von Jakutsk. — Eine Ohrfeigen-Carriere. — Wenn der Rubel rollt. — Eine Erinnerung an Gontscharow. — Graf und Bauer, Dichter und Mystiker. — Torquemada in Rufsland. — Der Kampf gegen die Sekten. — Die Agonie des Baltentums. — Dorpat und Jurjew. — Quer durch Sibirien.

Blätter für litterarische Unterhaltung vom 21./6. 1894. Ein markerschütternder Weheruf gellt uns in den Ohren, wenn wir Sterns anschauliche Skizzen, in denen das moderne Rufsland gezeichnet ist, an uns vorüberziehen lassen. Die Seele des heiligen Zarenreichs ist der ehemalige Lehrer Alexanders III., der das vollkommene Vertrauen seines Kaisers und Herrn besitzende Constantin Petrowitsch Pobedonoszew, welchem der Verfasser das Kainszeichen des russischen Torquemada aufdrückt. Nach Zehntausenden zählen die Unglücklichen, welche seinem blinden Fanatismus zum Opfer fallen; nach Zehntausenden die Armen

und Elenden, die von ihm vertrieben, heimatlos von Ort zu Ort wandern; nach Hunderttausenden die, welche er dem Hungertode und der Verkommenheit preisgiebt. Sein ganzes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, alles, was nicht griechisch-orthodox ist, vom Erdboden zu vertilgen. Es ist selbstverständlich, dafs ein solcher Dunkelmann keinen Bund mit der Civilisation schliefsen kann. Darum mufste schliefslich Jurjew über Dorpat, welches gleichsam der letzte Atemzug der Kultur und des Deutschtums in Rufsland war, triumphieren.

Wiehr, Dr. Ernst, Napoleon und Bernadotte im Herbstfeldzuge 1813. Mit 6 Skizzen. XI u. 496 S. 8⁰. 1893. Brosch. 7,50 *M.*

☞ Von allen historischen Zeitschriften wird dieses Werk als eine bedeutende Arbeit bezeichnet.

Die *Vossische Zeitung* schreibt: Dies dem Professor Delbrück gewidmete Buch wird nicht verfehlen, Aufsehen zu erregen, denn es rüttelt an einer bei uns tief eingewurzelten und beinahe geheiligten Überlieferung.

Zapp, Arthur, Aus Kleindeutschland. Bilder aus dem deutsch-amerikanischen Leben. Nebst einem Anhange: Fingerzeige für Auswanderer. 118 S. 8⁰. 1886. Brosch. 1 *M.*

Die Post vom 21. Okt. 1887: Das Buch ist so reich an treffenden Beobachtungen, dafs wir zu seiner Charakteristik einige Sätze daraus mitteilen wollen. Zapp geht energisch gegen die «Entnationalisirungswut» der deutschen Einwanderer vor. «Für einen Deutschen, der etwas auf seine Nationalität hält, ist es betrübend und demütigend zugleich, das Treiben seiner Landsleute jenseits des Ozeans zu beobachten. Deutsche Sprache und deutsches Wesen werden niemals in den Vereinigten Staaten feste Wurzeln fassen. Schon die zweite Generation geht dem Deutschtum zum bei weitem gröfsten Teile verloren, die dritte ist amerikanisch durch und durch.» . . . «Das Erste, was der Deutsche thut, ist, seinen Namen zu anglisieren.» . . . «In der Häuslichkeit sowohl wie in der Öffentlichkeit, bei der Arbeit, ja sogar beim Essen kopiert er den Amerikaner.» . . . «Der geistig gebildete Deutsche wird sich niemals in Amerika ganz heimisch fühlen, aber auch der minder gebildete Auswanderer wird besonders in den ersten Jahren so manches vermissen, was ihm daheim lieb und teuer war, was ihm nach des Tages Last und Mühe am Abend zur Erholung und Erhebung diente.» . . . «Der deutsche Handwerker oder Arbeiter kann nur eine deutsche Frau gebrauchen, denn die Amerikanerin ist erstens nicht gewohnt, in der Weise an den Lasten der Haushaltung Teil zu nehmen, wie die deutsche Frau, und macht zweitens mehr Ansprüche als ihre deutsche Schwester. Die Deutsch-Amerikanerin, d. h. das in Amerika von deutschen Eltern geborene Mädchen, wächst mit denselben amerikanischen Anschauungen auf.» Im Gegensatz zu den «Prachtwerken» über Nordamerika, welche uns dieses Land in verführerischen Farben schildern, verdienen diese nüchternen Aufzeichnungen ernste Beachtung.

Schönwissenschaftliche Litteratur.

Berg, C., Der Mitgiftdoktor. Ein Stück aus der Gegenwart. 192 S. 8⁰. Brosch. 1,50 *M.*

Die *Breslauer Morgenzeitung* vom 12. Februar 1892 schreibt: Der Verfasser dokumentiert ein nicht gewöhnliches Talent, gemütvoll zu schildern und interessante Charaktere mit scharfen Strichen zu zeichnen. Der Schauplatz, auf welchem der Verfasser seine Studien machte, ist vorwiegend das kleinstädtische Bürgertum und hier wieder das jüdische Haus, dessen Beziehungen zu der christlichen Bevölkerung die Hauptmotive der Erzählungen bilden.

Vossische Zeitung vom 4./6. 1893. Diese Geschichte erzählt von einer Herzensirrung, die spät als solche erkannt und erst nach schweren Schicksalsschlägen berichtigt wird. Dafs sie gerade diesen Verlauf nimmt, ist zum Teil durch die Schwierigkeiten bedingt, die sich dem Titelhelden, einem jungen jüdischen Arzte, bei seinen Versuchen entgegenstellen, sich eine gesellschaftliche Stellung zu erringen. Das Leben in den kleinen oberschlesischen Städten ist scharf beobachtet und zum Teil mit gutem Humor wiedergegeben.

Berg, C., Der Herr Hofprediger hat gesagt .... und anderes. Moderne Zeitbilder. 103 S. 8⁰. Brosch. 1,50 *M.*

Schlesische Zeitung vom 22./1. 1892. ..... durchweg sehr flott und gewandt geschrieben .....

Berge, Walter vom, Lustige Fahrten des Grafen von und zu Dattenberg. Für Freunde des Humors erzählt. 2. Auflage. 160 S. 8⁰. 1,50 *M.*

Inhalt: Stammbaum des Grafen. — Landung in Holland. — Ein scharfsinniger Diplomat — Ein Herzog in Incognito. — Der fromme Türke — In München. — Ein Abend mit der Pepita. — Ein Wechselgeschäft an der Table d'hôte. — Wiesbaden. — Eine dunkle Blutthat. — Ein verfrühter türkischer Gesandte. — Limburg an der Lenne. — Auf dem Ahnenschlofs. — Wie in Osnabrück der 1. April auf den 24. März fiel. — Der Spaziergang auf der Lahn. — Coblenz. — Ein verrückter Hering. — An Bord. — Sprache der Urvölker. — Der wiedergefundene Leibsklave. — Bei der Königin Pomare. — Beim Fürstentag in Frankfurt am Main. — Ein schmucker Doktor. — Chinesische Noten. — Zwei Bärenabenteuer. — Ein arabischer Triumph. — Der Kanzler des Narrenfestes von Köln. — Prinz Karneval in Leipzig. — Das Schützenfest in Neustadt. — Der König kommt. — Eine lustige Kriegsfahrt. — Schlufs.

Die *Allgem. Modenzeitung*, Leipzig, schreibt: Die Persönlichkeit, deren harmlos launige Fahrten und Erlebnisse der Verfasser des obigen Buches erzählt, ist an der Pleisse ebenso wohl bekannt, wie in den Städten am Rhein und anderwärts. Das ergötzliche Buch wird den zahlreichen Freunden des karnevalistischen Grafen eine freundliche Erinnerung sein.

Cronbach, Siegmund, Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas. Humoresken aus dem jüdischen Leben. 11. Auflage. 160 S. 8°. 1894. 1,50 *M*, eleg. geb. 2,50 *M*.

Vossische Zeitung. Der Charakter dieser launigen Erzählungen ist sofort gekennzeichnet, wenn wir hinzufügen, dafs Onkel Jonas die Geschäfte eines Schadchens betreibt. In und aufser jüdischen Kreisen wird diese photographisch treue Abspiegelung des jüdischen Familienlebens kleinbürgerlicher Kreise dem Leser sicher ein ergötzliches Stündchen gewähren.

Die Grenzboten. Alle sind mit so dramatischer Lebendigkeit hingemalt, dafs sie wie ein lustiges Volksstück sich vor uns abspielen. Herzlich lachen mufs man von Anfang bis Ende.

Humboldt, Wilhelm von, Briefe an eine Freundin. Mit einer Einleitung von Fr. v. Hohenhausen. 2. Auflage. XXIX u. 416 S. 8°. Höchst eleg. geb. 6 *M*.

Über Land und Meer schreibt: Wilhelm von Humboldts «Briefe an eine Freundin», welche ein Schmuck unserer deutschen Litteratur sind und den Verkehr eines feinen, edlen Geistes mit einer gemütvollen Frau zu lebendigem Ausdruck bringen, bieten eine Frauenlektüre, wie wir sie uns nicht schöner denken können, und wenn wir gefragt werden, was Frauen in die Hand zu geben, sollten wir immer in erster Linie an dies Buch denken, von dem uns eine neue Ausgabe mit einer Einleitung von Fr. v. Hohenhausen vorliegt, welche uns die Entstehungsgeschichte des Buches kennen lehrt. Möge das Buch dadurch aufs Neue in recht viele Hände kommen.

Kohn, S., Der alte Grenadier. — Die fidelen Alten. 162 S. 8°. 1893. 1,50 *M*.

Wochen-Rundschau für dramatische Kunst, Litteratur und Musik. Frankfurt a. M. Seine erste Geschichte «Der alte Grenadier», ein Lebensbild aus dem vormärzlichen Österreich, ist ein rührendes Charakterbild, das die vielfach irrtümlich geglaubte Fabel von dem sorgenfreien Dasein der Juden zwar gründlich zerstören wird, das aber einen herrlichen Einblick in das glückliche Familienleben ganz unbemittelter, sogar ungebildeter Juden gewährt. Die andere Erzählung «Die fidelen Alten» zeigt, welche verderbliche Folgen durch vorurteilsvollen Rassenhafs gezeitigt werden, sie ist eine abschreckendere Warnung vor dem Antisemitismus als manche Streitschrift. In beiden Geschichten bewährt sich Kohn als der alte, künstlerisch hochstehende Meister.

Kranich's, Assessor, **Briefe aus dem Jenseits.** Mitgeteilt vom Adressaten Mac Clown. 83 S. 1,25 *M*.

Die *Berliner Wespen* vom 4. September 1886 schreiben: Der genannte, in der Blüte seines Bowlendurstes verstorbene Assessor benutzte seine Mufse im Jenseits, um seinen Freund brieflich zu unterhalten. Unter den vielen Korrespondenzen aus dem unentdeckten Lande, welche in neuerer Zeit in die Öffentlichkeit gelangten, ist die vorliegende be-

sonders lesenswert, da der Autor den ihm angeborenen Humor mit hinüber genommen hat. Wir haben die Briefe mit grofsem Vergnügen gelesen.

Das *Hamburger Fremdenblatt* schreibt: Die nicht ganz neue Idee, briefliche Lebenszeichen aus dem Jenseits von sich zu geben, hat der Verfasser mit gutem Humor durchgeführt. Die Lektüre hat uns viel Vergnügen bereitet.

Mazuranić, Fran, Schattenbilder. (Lišće.) Skizzen. Aus dem Kroatischen übersetzt von Ludwig Paul Bertwig. 88 S. 8⁰. 1894. Brosch. 1,50 *M*, eleg. geb. 2,25 *M*.

Reichs-Herold, Marburg. Geistvolle Skizzen aus dem Leben sind die «Schattenbilder» des Kroaten Fran Mazuranić. Der Verfasser verfügt über eine grofse Lebenserfahrung und versteht knapp und packend zu schildern. Seine Skizzen erinnern an den Russen Turgenjew, mit dem er ätzende Schärfe gegen die Auswüchse der modernen Heuchel-Kultur gemein hat. Wir empfehlen das interessante Büchlein aufs wärmste.

Reich, Dr. Adolph, Phantastikon. Märchen, Novellen und ästhetische Briefe. 362 S. 8⁰. 3,50 *M*, eleg. geb. 5 *M*.

Rudolf v. Gottschall schreibt: Das «Phantastikon» ist ohne Zweifel ein liebenswürdiges Buch. Namentlich die Märchen, diese schaumgeborenen Kinder der Phantasie, schmeicheln sich uns durch ihre Grazie ins Herz.

Vossische Zeitung. ... Der kräftige, oft witzige Stil, die mannigfachen lehrreichen und amüsanten Bemerkungen, der originelle novellistische Inhalt werden dem stattlichen Buche viele Freunde erwerben, was dem regsamen Verfasser wohl zu wünschen ist.

Volks-Zeitung. ... «Phantastikon» besitzt einen so reichen und mannigfachen Inhalt, dafs sich auf das Buch der Ausspruch Goethes anwenden läfst: «Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen.»

Die Post. ... Als einen besonderen Vorzug wollen wir übrigens dem Buche nachrühmen, dafs es stilistisch mit einer Sorgfalt behandelt ist, die man heut nicht allzu häufig findet.

Nationalzeitung. Der Verfasser weifs lebendig und anschaulich zu schildern, ein sinniger Humor belebt seine glatte, leicht fliefsende Darstellung. Namentlich die Märchen sind gut erzählt und enthalten manchen poetischen und originellen Zug. In den ästhetischen Briefen kommt eine tief greifende, aber dafür um so liebenswürdigere Satire zum Ausdruck, der Ton der leichten Plauderei ist glücklich getroffen; der Verfasser ergründet die Gegenstände, um die es sich handelt, nicht, aber er spricht über weibliche Schönheit und weibliche Frömmigkeit, über Komplimente und Koketterie anregend, galant, mit grofser Belesenheit, so recht wie es den Frauen gefällt. Die Sammlung empfiehlt sich zur unterhaltenden und vergnüglichen Lektüre.

Kreuz-Zeitung. Die Märchen und Novellen Adolf Reichs verraten ein ungewöhnliches Talent und ich habe jede und jede mit wahrem Vergnügen gelesen.

Reich, Dr. Adolph, Berlin wie es lacht und lachte. Geschichten aus dem gegenwärtigen und dem alten Berlin. 252 S. 8⁰. 1892. Brosch. 2 *M.*

Reichsanzeiger. Der Verfasser, durch sein «Phantasiikon» und andere Dichtungen bereits als anziehender Erzähler und humoristischer Dichter bekannt, unterhält uns in dieser Sammlung durch Geschichten aus dem alten und neuen Berlin, die durch Plastik der Darstellung, Humor, Phantasie, Gemüt und durch lokale Färbung recht ansprechen.

Der *Berliner Börsen-Courier* vom 14./11. 1892. Der Verfasser ist durch zahlreiche Arbeiten, erzählende und dramatische, seit Jahren bekannt und seine Berliner Erinnerungen reichen ziemlich weit zurück, sodafs er wohl berufen erscheint, ebenso wohl das Berlin von ehedem in leichten Skizzen festzuhalten, wie das Berlin von heute in wirksamer Weise zu schildern. Wie wenig ist den Berlinern von heute das Berlin von ehedem bekannt, und deshalb mufs es als ein verdienstliches Werk bezeichnet werden, dasselbe der lebenden Generation vorzuführen. Wenig über ein Menschenalter ist seit dem Jahre 1848, dem «tollen Jahre», vergangen, und doch lesen sich die Bilder, die der Autor von dem Leben und Treiben dieses Jahres zeichnet, wie Phantasiestücke, obwohl sie ziemlich getreu, wenn auch mit einiger dichterischer Freiheit der Natur nachgebildet sind. Sie sind leicht und fliefsend geschrieben und werden überall mit lebhaftem Interesse gelesen werden. Der Vorzug, der all' diesen Skizzen gemeinsam ist, ist eine fesselnde Darstellung und die Kunst des Autors, Selbsterlebtes anschaulich darzustellen.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 12./12. 1892. Der Verfasser bringt aus seiner langjährigen und gründlichsten Bekanntmachung mit dem Berliner Leben heitere und anregende Reminiscenzen, denen die Kunst des Autors, Selbsterlebtes anschaulich zu schildern, einen grofsen, fesselnden Reiz verleiht. Die hübschen Genrebilder aus Berlins Vergangenheit und Gegenwart werden gewifs in weiten Kreisen mit grofsem Interesse gelesen werden und namentlich den älteren Jahrgängen unserer Mitbürger viel Vergnügen bereiten.

Ähnlich lauten die Urteile der *Börsenzeitung*, der *Berliner Zeitung*, der *Neuen Zeitung*, der *Roman-Zeitung* etc. etc.

Sammter, Dr. A., Der Rabbi von Liegnitz. Historische Erzählung aus der Hussitenzeit. 156 S. 8⁰. 1892. 1,50 *M.*

Die *Vossische Zeitung* schreibt: Zu diesem Roman hat der Verfasser eingehende Studien über die mittelalterliche Geschichte von Liegnitz angestellt, und es ist ihm wohlgelungen, die alte Zeit glaubhaft und anschaulich wieder aufleben zu lassen. Das Wirken des Rabbi für die Seinen, sein umsichtiges und menschenfreundliches Eingreifen und Vermitteln bei den Bedrängnissen seiner Glaubensgenossen, das glückliche Familienleben in seinen und ihren Kreisen kann nur sympathisch berühren.

Spicer, M., Kroatische Novellen. 256 S. 8⁰. 1894. Brosch 2,50 *M.*

Berliner Neueste Nachrichten. Wenn es wahr ist, dafs die Völker durch ihre Dichter ihr Drängen und Streben den Mitmenschen verkünden und den späteren Geschlechtern erhalten, so mufs man mit tiefer Wehmut im Herzen das Spicersche Buch schliefsen, denn sie alle, von Sischko Mencetic angefangen, der den Reigen der kroatischen Geistesgröfsen eröffnet, bis auf Hrvat-Bosniak, der ihn beendet, künden, wie grofs und mächtig das Streben ihres Volkes gewesen und wie armselig die Erfolge. Dieser wehmütige Zug durchzieht das ganze Buch von der ersten bis zur letzten Seite, und der frohe Humor, den hier und da ein Dichter anstimmen will, klingt mehr wie trauriges Lächeln, denn als lustiges Lachen, es scheint fast, als ob der Humor und die frische Lebensfreude nicht zur Volksseele pafste.

Spicer, M., Blätter und Blüten aus Kroatiens Gauen. 256 S. 8⁰. 1894. Brosch. 4,50 *M*, geb. 5,50 *M*.

Neues Wiener Tageblatt vom 22./1. 1894. Die südslavische Dichtung begegnet im deutschen Publikum vollem Verständnis, mit ihrem Wesen haben bereits Herder und Goethe sympathisiert. Sie holt ihre Stoffe aus dem Volksleben, liebt Heldenruhm und Freiheit und besingt die Neigung zum Weibe in frisch quellenden Melodieen. In den letzten Jahren haben sich mehrere deutsche Übersetzer um die südslavischen Litteraturen verdient gemacht, und unter diesen darf Mavro Spicer fortan als einer der Trefflichsten im Verzeichnis geführt werden. Denn er hat sich das löbliche Ziel gesetzt, die kroatische Dichtung durch eine Anthologie in deutschen Leserkreisen zu Ehren zu bringen. Nicht weniger als 34 Namen sind in derselben vertreten. Aber nicht blofs die Dichter der Gegenwart finden wir vor, sondern wir machen an der Hand der Sammlung, die einen Zeitraum von vier Jahrhunderten umfafst, überhaupt einen litterar-geschichtlichen Kursus durch, in dessen Verlauf wir uns gern von mancher Perle der kroatischen Dichtung fesseln lassen. Die neueren sind nicht mehr ganz unbekannt. Peter Preradovic zum Beispiel (1818 bis 1872), dessen berühmte Ode «An Gott» in die Weltlitteratur eingegangen ist, und noch etwa August Schenoa (1838 bis 1881), der neben der Lyrik die Novelle gepflegt hat, finden auch aufserhalb der Marken ihrer Heimat Freunde und Verehrer. Im zweiten Abschnitt des gefällig ausgestatteten Bandes bietet Mavro Spicer einige Proben der erzählenden kroatischen Prosa. Hier hat uns eine Wiener Idylle «Rose Mery» besonders angezogen. Welch eine Farbenfülle, welch eine Flut von wogenden Tönen zieht der Verfasser, Iro Vojnovic, zur Schilderung der Kaiserstadt an der Donau heran! Welche Romantik im Volksgarten, auf der Ringstrafse, in der Oper, auf dem Kahlenberg! So kann nur der Fremde sehen, der nie den Schauer vor der Grofsstadt los werden kann. Von der Überfülle lyrischer Ergüsse abgesehen, die auf eine noch nicht ganz ausgereifte Technik hinweist, stellt sich die Novellette «Rose Mery» als eine beachtenswerte und abgerundete Leistung dar. Die «Blätter und Blüten» seien wärmstens empfohlen.

Danziger Zeitung vom 11. Februar 1894. Bedeutende Männer waren es, die ihre Leier zum Ruhme kroatischer Gröfse und entschwundener Zeiten haben ertönen lassen. Man mufs es dem Übersetzer daher Dank

wissen, dafs er diese kostbaren Perlen kroatischer Poesie gesammelt und uns zugänglich gemacht hat.

Stern, Bernhard, Träumereien und Gedichte. 89 S. kl. 8⁰. 1893. Brosch. 1,50 *M*, eleg. geb. 2,50 *M*.

Neue Züricher-Zeitung vom 1. Nov. 1893. Anmutige lyrische Kleinigkeiten von Liebesglück und Liebesleid. Manchmal lassen die Lieder die Originalität vermissen, aber manche davon sind so einfach und melodiös, dafs sie einen Musiker unmittelbar zur Komposition einladen müssen.

Wolff, Lion, Humoresken aus dem jüdischen Volksle' 85 S. 8⁰. 1 *M*.

Wolff, Lion, Israelitische Haus- und Familien-Ch ... IX u. 113 S. gr. 4⁰. Hoch eleg. geb. in Gold... ...itt 12 *M*, in Kalbleder mit Goldschnitt und Schlofs 15 *M*.

Berliner Börsen-Courier: Da liegt vor uns, reich und mit originellem Geschmack ausgestattet, ein prächtiges Buch in Albumquart. Hochfein in Kaliko oder Kalbleder gebunden, weckt das originelle Werk unsere Neugier. Es ist ein Buch, dessen wesentlichsten und wertvollsten Inhalt die Käufer und Besitzer erst hineinschreiben sollen, obwohl es bereits durch eingestreute Gedichte von verführerischem Wohllaut, durch Sinnsprüche, Bibel- und Talmudsentenzen unser Interesse erregt. Es ist eine «Familien-Chronik», speziell für israelitische Familien berechnet und von dem Vorsitzenden der «Hilfskasse für israelitische Kultusbeamte und deren Witwen und Waisen in Deutschland», Herrn Prediger L. Wolff-Berlin, herausgegeben. Das Buch ist für Eintragung aller Familiendaten und Ereignisse bestimmt, es soll zur regelmäfsigen Führung der Familiengeschichte zugleich Gelegenheit geben und reizen. Auf den Familiensinn mit Glück spekulierend, ist das Buch zugleich in hohem Grade geeignet, den Familiensinn zu wecken, die Anhänglichkeit an die Familien-Traditionen zu nähren.

Zapp, Arthur, Die Rose von Sesenheim. Eine Erzählung aus Göthes Liebesleben. 160 S. 8⁰. In elegantem Originalband. 3 *M*.

Die *Allgemeine Modenzeitung* schreibt: In der reizenden, stimmungsvollen Erzählung «Die Rose von Sesenheim» hat Arthur Zapp das Liebesverhältnis Goethes mit Friederike Brion, der lieblichen Pfarrerstochter in Sesenheim, mit poetischen Farben ausgemalt und es auch vortrefflich verstanden, den Schatten, den dieses Verhältnis auf Goethes Leben wirft, so zu mildern, dafs der sympathische Eindruck sowohl bei Goethe, als der sich aufopfernden Friederike gewahrt bleibt. Friederike erscheint als die edle Dulderin, die freiwillig die Rechte ihres Herzens aufgiebt, um den Geliebten auf der Staffel des Ruhmes emporsteigen zu sehen. Die Leidenschaft in ihrer Brust und die Wandlung zur stillen, edlen Resignation ist mit psychologischer Feinheit ausgeführt.

Bildungsschriften. Erziehung und Unterricht.

Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts. Nach E. Darvin bearbeitet und mit Zusätzen versehen von C. W. Hufeland, kgl. pr. Staatsrat u. Leibarzt. 118 S. 8°. 0,75 *M.*

Berlitz, Sprachlehrbücher. English Part. First Book. Second revised edition. By M. D. Berlitz. 3. Auflage. 98 S. 8°. Geb. 2,50 *M.*

— — Second Book. 170 S. 8°. 2. Auflage. Geb. 3 *M.*

— **Partie française.** Premier Livre. Par M. D. Berlitz. 100 S. 8°. 3. Auflage. Geb. 2,50 *M.*

— — Deuxième Livre. 152 S. 8°. 3. Aufl. Geb. 3 *M.*

— — Littérature Française. 248 S. 8°. Geb. 4 *M.*

— **Deutscher Teil.** Erstes Buch. 95 S. 8°. 2. Auflage. Geb. 2,50 *M.*

— — Zweites Buch. 172 S. 8°. 2. Auflage. Geb. 3 *M.*

— **Parte Española.** 217 S. 8°. Geb. 4 *M.*

— **Parte Italiana.** 183 S. 8°. Geb. 4 *M.*

Русскій Языкъ. 176 S. 8°. Geb. (4) 3 *M.*

The Berlitz Method. Illustrations for the object lessons in the first book. 16 Tafeln 8°. 2 *M.*

Campe, Joachim Heinrich, Theophron, oder: Der erfahrene Ratgeber für die unerfahrene Jugend. Herausgegeben von W. Krause. VIII u. 293 S. 8°. 1,80 *M.*, eleg. geb. 3 *M.*

Dieses berühmte Werk eignet sich besonders zum Geschenk für heranreifende Jünglinge.

Fawcett, M. G., Volkswirtschaftslehre für Anfänger. Nach der sechsten Auflage des englischen Originals für Deutsche bearbeitet von F. C. Philippson. VIII u. 257 S. 8°. Berlin 1888. 3 *M.*, dauerhaft geb. 3,75 *M.*

Die *Weserzeitung* vom 6. Nov. 1888 schreibt: Der verstorbene Prof. Fawcett nahm in England als Nationalökonom eine sehr angesehene Stellung ein. Obwohl eigentlich kein schöpferischer, kein auf ungebahnten Pfaden vorwärts drängender Geist, genofs er aufserordentliches Ansehen.

und zwar als klarer Kopf. Sein Darstellungsvermögen zeichnet sich durch leichte Verständlichkeit bei grofser Schärfe aus. In dieser Beziehung hat er viel Verwandtes mit Adolf Bastiat. Die obengenannte kleine Schrift vereinigt mit den erwähnten Vorzügen auch den der Kürze. Sie ist geradezu für Anfänger bestimmt und geht deshalb nicht darauf aus, ein doktrinäres Lehrgebäude zu errichten, sondern dem Wissensbedürfnigen im einzelnen, konkreten Fall genaue Auskunft zu erteilen. Sie ist deshalb nach Art eines Katechismus eingerichtet. Die einzelnen Abteilungen betreffen: Die Vermögensproduktion; den Vermögens- und Gütertausch; die Vermögensverteilung; den auswärtigen Handel, den Kredit und die Besteuerung. Als Beispiele der kleinen Einzelabschnitte greifen wir heraus: «Welche Dienste leistet die Arbeit der Produktion?» «Beispiele von der Höhe, welche eine geschickte Arbeit dem Wert von Gütern verleihen kann»; «Über Arbeit, welche indirekt produktiv ist»; «Über unproduktive Arbeit» u. s w. Wo die Darstellungsweise so spezifisch englisch ist, dafs der deutsche Leser Schwierigkeit mit dem Verständnis haben würde, hat der Übersetzer — ein ebenfalls sehr erfahrener, volkswirtschaftlich gebildeter Mann — sie durch Einschiebungen vollständiger gemacht.

Giberne, Agnes, Sonne, Mond und Sterne. Autorisierte Ausgabe. Deutsch von E. Kirchner. XIII u. 312 S. 8⁰. 1894. 4 *M*, eleg. geb. 5,50 *M*.

Berliner Pädagogische Zeitung vom 10. Mai 1894. Ein populäres Buch in des Wortes bestem Sinne! Bedauert haben wir bei der Lektüre nur, dafs das Original des Werkes nicht der deutschen Litteratur angehört. Es hat fast den Anschein, als stände unsere Gelehrtenwelt der Popularisierung der Wissenschaften feindlich gegenüber. Über der Gründlichkeit der Forschung wird in der Darstellung die Rücksicht auf das gebildete Laienpublikum leider gar zu oft aufser acht gelassen. Werke, wie die geologischen und geographischen Leitfäden und Lehrbücher von Geikie oder wie das vorliegende giebt es in der deutschen Litteratur sehr selten oder gar nicht. Da werden dann von Geistern untergeordneten Ranges allgemein-verständlich sein sollende Darstellungen versucht, die entweder den Stempel der Oberflächlichkeit an der Stirn tragen oder als Auszüge aus einem Original die Wissenschaft in den Ruf der Langweiligkeit und Ungeniefsbarkeit bringen. In dem zur Besprechung stehenden Werke führt A. Giberne den Leser unter Vermeidung schwieriger mathematischer Hilfsmittel in zwei Kursen (ausgehend von der früheren Ansicht über die Erde als Mittelpunkt des Universums) durch unser Sonnensystem, macht ihn mit den verschiedenen Verhältnissen auf den einzelnen Planeten, den Kometen und Meteoren vertraut, um zuletzt im dritten Kursus (der die Fixsterne, ihr Wesen, ihre Bewegungen, Entfernungen, die Ergebnisse der spektralanalytischen Untersuchungen und der Himmelsphotographie behandelt) ihn, indem er «Erde und Planeten aus dem Gesicht verliert», zu einer Stufe zu führen, «wo die grofse Centralsonne unseres Systems selbst nur noch als ein flimmernder Lichtpunkt unter hundert Millionen Sternen erscheint», wo er in Ehrfurcht schweigend die grofsen Wunder der Natur anstaunt. Frei von Oberflächlichkeit, in ernstem und doch unterhaltendem Tone weifs die Verfasserin den Leser bis zum Schlusse in Spannung zu erhalten. Dabei

ist es überraschend, mit welch einfachen Mitteln sie die gröfsten Entfernungen und schwierigsten Verhältnisse anschaulich macht. In diesem Punkte kann auch der Lehrer für seinen Unterricht manchen Vorteil aus dem Buche ziehen. Für die Güte desselben dürfte auch der Umstand sprechen, dafs es seit 1879 in 20. Auflage erscheint. Wir können die Lektüre allen empfehlen, die sich ohne strenge Studien auf dem Gebiet der Astronomie orientieren wollen.

Hendess, H., Allgemeine Giftlehre. Übersichtlichste Darstellung der gewöhnlichsten Giftstoffe in ihrer chemischen Zusammensetzung, ihrem Verhalten gegen Reagentien, ihren Wirkungen und ihren Gegengiften, sowie der besten Methoden zur Ausmittelung derselben. Mit Anhang, enthaltend die neuesten gesetzlichen Bestimmungen über den Verkehr mit Giften. Ein praktisches Handbuch für Ärzte, Apotheker, Juristen, wie für Gebildete aller Stände. 107 S. 8⁰. 2 *M.*

Schlesische Zeitung . . . hochwillkommen. Sie wird nicht blofs dem Fachmann, sondern jedem ein zuverlässiger Ratgeber zur schnellen und richtigen Behandlung in Vergiftungsfällen sein.

Hendess, H., Waren-Lexikon für den Droguen-, Spezerei- und Farbwaren-Handel, sowie der chemischen und technischen Präparate für Apotheker. Vollständiges Verzeichnis der lateinischen und deutschen älteren Namen dieser Waren mit ihren Synonymen, nebst genauer Angabe über Abstammung, Klassifikation, Vaterland oder Standort, Bereitung, Charakteristik, Verwechselungen und Verfälschungen, Bezugsquellen, Art der Verpackung und Verwendung derselben. 2. Aufl. 297 S. gr. 8⁰. 4 *M.*

Kolonialwaren-Zeitung. Das Buch ist in jeder Beziehung reichhaltig und giebt die nötigen Hinweise für synonyme Benennungen. Wir wollen an dieser Stelle empfehlend auf dasselbe hinweisen, umsomehr, als der Preis ein äufserst billiger ist.

Heyse, Dr. Joh. Christ. August, Fremdwörterbuch, oder Handbuch zum Verstehen und Vermeiden der in unserer Sprache gebräuchlichen fremden Ausdrücke mit der Bezeichnung der Aussprache, der Betonung und der Abstammung. 15. Aufl. 840 S. gr. 8⁰. Geb. 5,50 *M.*

Dieses Fremdwörterbuch ist das beste und vollständigste, unentbehrlich für Jedermann.

Hohenstein, Cäcilie von, Neuer Briefsteller für Damen. Eine Sammlung von Musterbriefen für alle Vorkommnisse des weiblichen Lebens. Mit Regeln über Briefstil und dessen Anwendung, Zusammenstellung aller Titulaturen, einer kleinen Sprachlehre und Auswahl von Stammbuchversen. 316 S. 8⁰. Geb. 1,50 *M.*

Hubert, Wilh., Die Grundregeln der deutschen Sprache. Ein gemeinfafsliches Hilfsbuch zur Selbsterlernung des richtigen Schreibens und Sprechens, namentlich für diejenigen, die in ihrer Schulbildung zurückgeblieben sind. 130 S. 8⁰. 1,25 *M.*

Knigge, Über den Umgang mit Menschen. Vollständig neu herausgegeben von Jean Dufresne. 20. Aufl. 23 Bogen Klassikerformat. 332 S. 8⁰. 0,50 *M*, eleg. geb. 1 *M.*

— Dasselbe auf Schreibpapier hocheleg. 1,50 *M*, eleg. geb. 2 *M.*

Maass, Dr. M., „La Prononciation Française“. Die Kunst, elegant und richtig französisch zu sprechen. Ein praktischer Ratgeber für Techniker, Kaufleute und alle diejenigen, die in dieser Sprache verkehren wollen. 88 S. 8⁰. 1,80 *M.*

Zeitschrift für weibliche Bildung. Obwohl der Verfasser sein Büchlein nur für praktische Zwecke bestimmt hat, so müssen wir gestehen, dafs es uns sehr wohl gefällt und dafs es, wie uns bedünkt, seinen Zweck vollkommen erfüllt.

Maass, Dr. M., „The english Pronunciation“. Die Kunst, elegant und richtig englisch zu sprechen. V u. 150 S. 8⁰. 2,50 *M.*

Reissmann, Dr. A., Harmonie und Formenlehre für Musiklehrer und zum Selbstunterricht. Leichtfafslich dargestellt. 2. Ausgabe. 124 S. 8⁰. 3 *M.*

Europäische Korrespondenz. Das reich mit Beispielen versehene Buch empfiehlt sich auch sehr für Laien. Treffliche Anleitung für die Begleitung gegebener Melodieen wie in der Kunst des Präludierens und Modulierens.

Schuberth, J., Illustriertes Hand- und Hilfsbuch der Flächen- und Körperberechnung für Schul- und Selbst-

unterricht. Mit 150 vollständig berechneten, der Praxis entnommenen Aufgaben, 177 Figuren auf 9 lithographierten Tafeln. 2. Ausgabe. 163 S. gr. 8⁰. 3 *M.*

Schlesische Schulzeitung. Verfasser hat sich bei Abfassung offenbar die Aufgabe gestellt, die Theorie der Mathematik auf die beste und bequemste Weise der Praxis des Lebens dienstbar zu machen, was ihm auch in anerkennender Weise gelungen ist. Das Werk kann deshalb auch in erster Linie als Lehr- und Lernmittel empfohlen werden. Der Inhalt ist ein reicher.

Seele, F., ord. Lehrer an der Charlottenschule in Berlin, **Aufgaben-Sammlung für das Rechnen in Fortbildungsschulen.** 116 S. 8⁰. 0,75 *M.*

Seele, F., Populäres Rechenbuch. Eine leichtfafsliche Anleitung zum Selbsterlernen des bürgerlichen und kaufmännischen Rechnens, nebst einer anschaulichen Einführung in die Flächen- und Körperberechnung. 248 S. 8⁰. 2,50 *M.*

Vossische Zeitung. ... So eignet sich das Buch trefflich für Lehrlinge und Schüler von Fortbildungsschulen, empfiehlt sich aber auch Eltern, welche die Rechenarbeiten ihrer Kinder erfolgreich kontrollieren wollen.

Wallfisch, H., Führer beim Selbst-Unterricht im Klavierspiel (für Erwachsene). Ein Supplement zu jeder Klavierschule. 69 S. 8⁰. 1,50 *M.*

Wallfisch, H., Theoretisch-praktische Anleitung, nach eigener Phantasie regelrecht zu musizieren und mit geringen Vorkenntnissen bekannte Melodieen selbständig wiederzugeben und richtig zu accompagnieren. Ein Lehrbuch zum Selbstunterricht für Fachmusiker und Dilettanten. 104 S. 8⁰. 2,50 *M.*

Tagesschriften. Broschüren.

Friedemann, Dr. Edm., Jüdische Moral und christlicher Staat. 2. Auflage. 1894. 45 S. 8⁰. 0,50 *M.*

Parmod, Max, Dr. jur., Antisemitismus und Strafrechtspflege. 2. Auflage. 1894. 138 S. 8⁰. 1,50 *M* ord., 1,10 *M* netto.

Der Xantener Knabenmord vor dem Schwurgericht zu Cleve. 4.—14. Juli 1892. Vollständiger stenographischer Bericht. 1893. 507 S. gr. 8⁰. 6 *M* ord., 4,50 *M* netto, 11/10.

Für die Jugend.

Binder, Helene, Die Blumen der Elfen. Festspiel für Schulmädchen mit Gesang und Reigen. 40 S. 8⁰. 0,75 *M*.

Praxis für Schweizer Volks- und Mittelschulen, Zürich, schreibt: Wer schon selbst ganze Dutzende von Schau- und Lustspielen für die Jugend durchlesen, ehe sich irgend etwas Passendes für die Kinderwelt gefunden, und Stück um Stück zurücklegen mufste, weil das eine zu trivial, das andere zu albern, das dritte zu unpassend im Dialog, das vierte in der Scenerie war; kurz, wer sich von der Schwierigkeit, ein dramatisches Stück für die Jugend mit beliebiger Beschränkung oder Erweiterung des Personals zu finden, überzeugt hat, wird mit Vergnügen die «Blumen der Elfen» zur dramatischen Unterhaltung der Jugend wählen. Allerdings bedarf es einer sehr geduldigen Regie, ist aber dafür um so lohnender. Inhalt und Form, Moral und Sprache sind rein und schön und verdienen volle Anerkennung. Der eingeschobene Reigen giebt dem Stücke noch einen besonderen Reiz. *B.-G.*

Mitteilung der Kommission für Beurteilung von Jugendschriften im Pädagogischen Vereine zu Dresden: 12—15jährigen, mit zuverlässigem Gedächtnis, mit Geschicklichkeit im Aufführen von Reigen und mit hübscher Stimme begabten Mädchen wohlsituierter Kreise ist hier ein Festspiel dargeboten, welches unter guter Leitung den Darstellern und Zuschauern ungemein viel Vergnügen und Genufs gewähren wird.

Die Fahrt nach dem Nordpol. Unterhaltendes und belehrendes Spiel für die Jugend. Tableau, 6 Fahrkarten, 6 Fahrmarken. In eleganter Mappe. 3. Aufl. 2 *M*.

Reich, Dr. A., Kinderkomödien. Leicht aufführbar, von der gesamten Kritik empfohlen. 8⁰. Pro Heft 0,60 *M*. In 2 eleganten Einbänden à 3 *M*.

Inhalt: 1. Das Wiedersehen in der Waldhütte. 2. Das Lied des Nachtwächters. 3. Ein Landwehrmann im Elsafs. 4. Das hölzerne Bein. 5. Kaiser und Gemsjäger. 6. Des Vaters Geburtstag. 7. Der gebesserte Raubritter (eine Ritterkomödie). 8. Der Schmied von Gretna-Green. 9. Preziosa. 10. Der Mutter Geburtstag. 11. Der Kanarienvogel. 12. Der Herr Untertertianer.

Kätchen, die Puppenschneiderin. Eine Anleitung für kleine artige Mädchen zur Anfertigung der Puppen-

garderobe. 2 Teile. Je eine elegante Mappe, enthaltend 3 kolorierte Bilder mit Schnittmuster und Textbuch, enthaltend genaue Beschreibung, sowie Weihnachtsarbeiten für kleine Mädchen. Mit Holzschnitten. 3. Auflage. Jeder Teil einzeln 1,80 *M.*

Vermischte Schriften.

Altroggen, H., Königl. Tänzer, **Der Contre-danse.** Hilfsbuch für jeden, der den Contre-danse ohne praktischen Unterricht erlernen oder das Erlernte wieder ins Gedächtnis zurückrufen will etc. Anhang: Kommandos der Quadrille à la cour. Mit 54 Abb. 80 S. 8⁰. 4. Auflage. 1,25 *M.*

Altroggen, H., Königl. Tänzer, **Cotillon, Polonaise, Quadrille à la cour.** Leitfaden zur Selbsterlernung ohne Unterricht, nebst Unterweisung, die Leitung, Arrangements und Kommandos bei jeder Festlichkeit zu übernehmen und auszuführen. Mit 63 Abb. 110 S. 8⁰. 3. Auflage. 1,50 *M.*

Aus der Berliner Verbrecherwelt von ?? 80 S. 8⁰. 1 *M.*

Inhalt: 1. Charakteristik und Klassifizierung der Berliner Verbrecherwelt. 2. Von den Einbrechern. 3. Diebe, Falschmünzer, Falschspieler u. s. w. 4. Prostitution und Louistum. 5. Berliner Verbrecherspelunken. 6. Die Kriminalpolizei, ihr Heim und ihre Organisation. 7. Der Kriminalkommissar, der Polizeiagent, der Vigilant. 8. Observation, Verhaftung und das Verhör. 9. Das Untersuchungsgefängnis und das Zellengefängnis (Zuchthaus) zu Moabit. 10. Eine Hinrichtung durch Herrn Krauts.

Blankenburg, Heinrich, Schleier und Myrte. Kranz- und Schleiergedichte, Ansprachen, Prologe zu grünen, silbernen und goldenen Hochzeiten. Anhang: Prologe zu Dilettanten-Aufführungen. 104 S. 8⁰. 1,25 *M.*

Doehl, C., Hauswirt und Mieter in ihrem Verhältnis zu einander und dem öffentlichen Interesse gegenüber. Enthält: Die rechtlichen Bestimmungen. Mit Berücksichtigung für Berlin. VIII u. 87 S. 8⁰. 1 *M.*

Dufresne, Jean, Neuester Leitfaden für Schachspieler. Mit vielen Meisterpartieen und Aufgaben. 151 S. 8⁰. 2,40 *M.*

Harnisch, Lina, Deutscher Küchenkalender für Hausmannskost. Ein Speisezettel für alle Tage des Jahres. Nebst Anweisung zur Zubereitung darin angegebener Speisen. Ein Vademecum für junge Hausfrauen und Wirtinnen. 3. Aufl. 192 S. 8⁰. Geb. 2 *M.*

Was koch' ich heute? sagte ich zu meiner Schwiegermutter. (Ich bin erst vier Wochen glückliche Frau.) Du weifst, liebe Mama, kochen kann ich, aber was soll ich kochen? Ich kann doch nicht alle Wochen meinem Manne dasselbe vorsetzen! — Ja, liebes Kind, sagte die Mama, Abwechslung mufst Du schaffen! Kaufe Dir doch den Küchenkalender. Der giebt Dir für jeden Tag die Gerichte und die schmackhafteste Zubereitung derselben an. — Das Buch leistet mir alle Tage gute Dienste, und ich empfehle es allen. *Lina K.*

Horwitz, J., Das Schachspiel. Eine Anleitung zur gründlichen Erlernung desselben nebst Musterbeispielen aus dem Pariser Schachturnier und 50 modernen Schachaufgaben. 4. Aufl. 100 S. 8⁰. 1,25 *M.*

Hufeland, C. W., Guter Rat für Mütter über die wichtigsten Punkte der physischen Erziehung der Kinder in den ersten Jahren. Nebst einem Unterricht für junge Eheleute, die Vorsorge für Neugeborene betreffend. Volksausgabe. Herausg. von Dr. Alfred Maury. 142 S. 8⁰. 1 *M*, geb. 1,75 *M.*

Über dieses ausgezeichnete Werk sagt *K. v. Raumer* in seiner Geschichte der Pädagogik: Ich erwähnte schon Hufelands Buch «Guter Rat an Mütter», ein Buch, das jede Mutter lesen und beherzigen, ja, nach Jean Pauls Rat, vor der Geburt ihres ersten Kindes auswendig lernen sollte.

Lempens, Carl, Die alte Hexe mit ihren 620 Aufschlüssen über Gegenwart und Zukunft des Menschen. Ein unerschöpfliches Arsenal von Schrotkörnern, Kugeln und Bomben zu Scherz, Neckerei und Heiterkeit in gesellschaftlichen Kreisen. 66 S. 8⁰. 0,50 *M.*

Leuenberg, E., Berliner Humor. Neue komische Original-Vorträge, Humoresken mit und ohne Gesang, Deklamationen, Couplets. 156 S. 8⁰. 1,50 *M.*

Löwe, Dr. L., Spezial-Arzt für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten in Berlin, **Das Ohr** in gesunden und kranken Tagen. 59 S. 8⁰. 1 *M.*

Lury, Dr. A., Das Auge und seine Pflege. Belehrungen über Augen, Augenübel, Kurz- und Weitsichtigkeit, Brillen und Ferngläser. Mit Abb. 73 S. 8⁰. 1,25 *M.*

erz, Die Patience. Gründliche Anleitung, dieselbe in den verschiedensten Formen zu legen. 63 S. 8⁰. 2. Auflage. Geb. 1,50 *M.*

erz, Max, Das Skatspiel. Anleitung zur gründlichen Erlernung. 7. Auflage. 63 S. 8⁰. 1 *M*, geb. 1,25 *M.*

eich, Dr. Adolf, Der Gratulant. Gratulations-Gedichte für alle Gelegenheiten mit Berücksichtigung der Kinderwelt, mit einer Sammlung von Gratulations-Telegrammen. 124 S. 8⁰. 1 *M.*

eich, Dr. Adolf, Der Polterabenddichter. Einzel-Vorträge und Scenen. Original-Dichtungen. 3. Aufl. 114 S. 8⁰. 1,25 *M.*

eich, Dr. Adolf, Der Salon-Humorist. Humoristische Original-Vorträge und Vorlesungen für gesellige Kreise. 3. Aufl. 132 S. 8⁰. 1,25 *M.*

ch, Dr. Adolf, Der Tafelredner. Humoristische und ernste Tafeltoaste, Tischreden und Tafelscherze. Nur Original-Dichtungen. 4. verbesserte Auflage. 154 S. 8⁰. 1,50 *M.*

h, Dr. Adolf, Der patriotische Tafelredner. Toaste und Trinksprüche zu patriotischen Festen. 48 S. kl. 8⁰. 0,75 *M.*

ottlaender, Ein stenographisches Haus. Lustspiel in 1 Akt. Für Stiftungsfeste etc. stenographischer Vereine ein sehr dankbares Lustspiel. 24 S. 8⁰. 1 *M.*

mund, C., Der Gelegenheitsredner. Anleitung zur selbständigen Abfassung von Toasten und Reden in Prosa, nebst einer Reihe von Probebeispielen für alle gesellschaftlichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens. 3. Aufl. VII u. 115 S. 8⁰. 1,50 *M.*

ber die Trunksucht und eine rationelle Heilmethode derselben. Zur Beherzigung für jedermann. Mit einem Vo[illegible]rte von Prof. Dr. Ch. W. Hufeland, königl. preufs. Staatsrat u. Leibarzt. VI u. 73 S. 8⁰. 0,75 *M.*

Wolff, Frau **F., Koch- und Wirtschaftsbuch für jüdische Hausfrauen.** Anhang: Belehrung über Wäsche, Damentoilette, Gesundheitslexikon. XXXVI u. 340 S. 3,50 *M.*

Nicht nur ein Kochbuch, sondern ein Ratgeber für die Hausfrau in allen Lebensfällen. Die geübte Hausfrau wird vieles Neue in dem Werke finden. Die junge Frau überall für ihr Wirken in der Küche wie im Hause, für Unfälle in der Familie wie für die Erziehung der Kinder praktische und bewährte Ratschläge.

Wredows Gartenfreund. Ein Ratgeber für Anlage und Pflege des Küchen-, Obst- und Blumengartens in Verbindung mit Zimmer- und Fenstergarten. Neu bearb. mit Gartenkalender von O. Hüttig. 2. verm. Aufl. 252 Abb. 544 S. gr. 8⁰. 6 *M*, eleg. geb. 7 *M.*

Das Buch ist sicherlich das am meisten geschätzte aller Gartenbücher. Von dem bekannten Lehrer des Gartenbaues, O. Hüttig, neu bearbeitet, hat sich das Werk in der neuen, wesentlich verbesserten Gestalt die Gunst aller erworben.

Zeitschrift des landwirtschaftlichen Vereins für Rheinpreufsen vom 10./3. 1889. Wir nehmen gern Veranlassung, unsere Leser auf dieses Werk, dessen Zweck in seinem Titel hinreichend gekennzeichnet ist, aufmerksam zu machen. Unseres Erachtens ist es dem Verfasser gelungen, einen Ratgeber zu schaffen, der unter sehr vielen Verhältnissen sehr nützlich sein kann. Was dem Buche ganz besonders zum Vorzug gereicht, sind die zahlreichen zum grofsen Teil wohlgelungenen Abbildungen.

Zeitschriften.

Die Coiffüre. Illustrierte Spezialzeitschrift für die Gesamtinteressen des Damenputzfaches. Mit deutschen und französischen Modenbildern. 26. Jahrgang. Erscheint monatlich zweimal. Preis pro Quartal 3 *M.*

Deutsche Allgemeine Friseurzeitung. Fachblatt für Friseur- und Perrückenmacher-Gewerbe. Redakteur A. Boltz. Monatlich eine Nummer mit Modebildern. 10. Jahrgang. Preis pro Quartal 1,75 *M.*

Verlag von SIEGFRIED CRONBACH, Berlin.

„Kollektion Cronbach."

Romane und Erzählungen aus dem jüdischen Kultur- und Familienleben.

Oktav-Bänden à Mark 1.50.

Die „Kollektion Cronbach" will den Antisemitismus bekämpfen, dadurch, dass sie in wahren gemütvollen Bildern dem Leser das wirkliche Thun und Treiben der Juden vor Augen führt.

Durch Verbreitung dieser Lektüre wird die Verhetzung der Juden weit schneller aufhören, als durch Streitschriften und Belehrungen, vergendet an Gegner, die nicht belehrt sein wollen.

Von der „Kollektion Cronbach" erscheinen resp. sind erschienen:

Band I. Cronbach, Siegmund, Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas. Humoresken aus dem jüdischen Leben. Elfte Auflage.

Dieses Werkchen ist längst bekannt und berühmt.

Band II. Kohn, S. (Verfasser des „Gabriel" und der Prager Ghettobilder"), Der alte Grenadier. — Die fidelen Alten. Erzählungen.

Der Inhalt dieser beiden Piecen ist so interessant, dass dieser Band ist ebenso beliebt werden wird, wie der weltberühmte Onkel Jonas.

Band III. Berg, C., Der Mitgiftdoktor.

Die „Breslauer Morgenzeitung" vom 12. Februar 1892 schreibt: „Der Verfasser dokumentiert ein nicht gewöhnliches Talent, gemütvoll schildern und interessante Charaktere mit scharfen Strichen zu zeichnen. Schauplatz, auf welchem der Verfasser seine Studien machte, ist vorwiegend das kleinstädtische Bürgertum und hier wieder das jüdische Haus, dessen Beziehungen zu der christlichen Bevölkerung die Hauptmotive der Erzählungen bilden.

Band IV. Berg, C., Der Herr Hofprediger hat gesagt .... und Anderes. Moderne Zeitbilder.

Die „Schlesische Zeitung" vom 22. Januar 1892 schreibt hierüber u. A.:

Von den vier in dem erwähnten Buche enthaltenen Erzählungen, welche durchweg sehr flott und gewandt geschrieben sind, dürfte nur die zweite, „Prinzessin Sabbath", als harmlose Abspiegelung des jüdischen Familienlebens auch dem christlichen Leser nicht uninteressant sein. — — — —

Band V. Sammter, Dr. A., Der Rabbi von Liegnitz. Historische Erzählung aus der Hussitenzeit.

Die „Vossische Zeitung" vom 14. August 1892 schreibt:

Zu diesem Roman hat der Verfasser eingehende Studien über die mittelalterliche Geschichte von Liegnitz angestellt, und es ist ihm wohlgelungen, die alte Zeit glaubhaft und anschaulich wieder aufleben zu lassen. Das Wirken des Rabbi für die Seinen, sein umsichtiges und menschenfreundliches Eingreifen und Vermitteln bei den Bedrängnissen seiner Glaubensgenossen, das glückliche Familienleben in seinen und ihren Kreisen kann nur sympathisch berühren.

Druck von J. Kerskes in Berlin C., Niederwallstr. 22.

